

# Volk's-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.  
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).  
Einzeln Nummer 15 Pf.  
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:  
80. (26), Elisenbeth-Ufer 55.  
Ausgabe für Speditoren:  
„Volk'sblatt“, Beuthstr. 3.

Inserate werden die 4-spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.  
Dereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.  
Inseraten-Nachnahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.  
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen.

Nr. 49.

Sonnabend, den 6. Dezember 1890.

IV. Jahrgang.

**Aus der Woche. — Albertine. — Schlimmer als Sklaverei. — Aus der Technik. — Offene Gewerkschaften. — Radan-Radan. — Aus der bürgerlichen Wusterepublik. — Patriarchalische Zustände auf dem Lande. — Eine That Sonaparte's. — Literarisches. Gedicht. — Novelle. — Aus meinem Bauernspiegel. — Die Bourgeoisie und die Contre-Revolution. — An die Parteigenossen.**

**Aus der Woche.**

Wie emsig hat das Bürgerthum früher nach Schwurgerichten gestrebt, wie volltönend erklangen die Reden seiner Vertreter, wenn sie diese Institution als Palladium der erwachten Volksfreiheit feierten! Und heute! Wo eine Einmischung der Geschworenen in die Rechtsprechung überhaupt stattfindet, wird die Härte, mit der man alle „politischen Verbrechen“ straft, womöglich noch größer. Die unerhört hohen Verurtheilungen der in dem Köppler-Ausruhrprozess verwickelten Arbeiter liefern wieder einmal einen drastischen Beleg dafür.

— se Eine Aeußerung des ersten Staatsanwalts in Danzig bei Gelegenheit des Wehr'schen Prozesses wird erst jetzt bekannt. Der Beamte sagte in seiner Anklage-rede: „Ein Mann (Dr. Wehr), dem stets die Sonne in seinem Leben geschienen, ein Mann, der von reichen Eltern geboren, eine sorgsame Erziehung genossen hat und dem es gelungen ist, durch seine Verbindung auf der Universität verhältnismäßig früh eine sehr hohe Anstellung zu erlangen...“ Endlich also erfährt das deutsche Volk auch offiziell, auf welche Weise es zu manchem seiner hohen Beamten kommt. Ein hoher Beamter hat das Geheimniß ausgeplaudert. Nicht Wissen und Kenntniß, nicht allgemeine Tüchtigkeiten entscheiden, die Zugehörigkeit zu einem studentischen Korps ist erforderlich. Diese wird bedingt durch den Reichthum der Eltern. Dr. Wehr war vorsichtig in der Wahl seines Erzeugers, er war Mitglied der „Westfalia“ in Bonn, und es ging ihm wohl auf Erden und er rückte vor bis zum Landesdirektor. Und wer weiß, was er heute sein könnte, hätte er es über sich gebracht, in Geldsachen etwas — vorsichtiger zu sein.

— Das Elitelorps des deutschen Maßbürgerthums hatte sich in der vorigen Woche in Berlin ein Stelldichen gegeben. Geißsprühend, wie man schon einmal ist, hatte man dies in der Form eines Kongresses der Dicken veranstaltet. Und sie kamen alle dahergepustet, die Herren von 250 bis 350 Pfund. Drei Arbeiter umspannten die Schmerbänche nicht. Der Ehrenpreis war recht sinnig gewählt. Der Sieger erhielt eine feiste Sau. Ob er den Preis um den Hals getragen, todt oder lebendig, gebraten oder ungebraten, und wie viele Tonnen Speck als Weinleichen auf der Wahlstatt geblieben sind, darüber schweigt des Berichterstatters Höflichkeit.

— Der deutsche Reichstag ist kaum zusammengetreten und schon erwartet man für ihn eine kleine Ueberraschung. Eine neue Militärvorlage soll 40 bis 50 Millionen verlangen. Diese freudige Nachricht kommt, wie so viele schon, dem deutschen Volke über Hamburg. In Süddeutschland ist aus den Zeiten des seligen Bundestages noch ein Lied im Schwunge: „Und alles, was von Hamburg kommt, das muß gestempelt sein“. Der Genius Hamburgs scheint auch im neuen Reich deutscher Nation derselbe geblieben zu sein. Ausnahmen bestätigen natürlich nur die Regel. Aus demselben Hamburg behauptet die Stimme des verflochtenen Giganten, die Thatsache, daß der Millionär von Lucius für sein Fideikommiß keinen Stempel gezahlt habe, sei eine ganz normale Erscheinung. Ist erklärlich. In einem Lande, in welchem Alles Kröpfe trägt, gilt ein dünner Hals als anormal.

— Der Kurs bleibt der alte. Der Genosse und Abgeordnete Domela Nieuwenhuis aus Holland wollte im Arbeiterverein zu Bielefeld sprechen. Die dortige Polizei ließ ihn zwar durch einige Stunden die Pracht-

bauten der Stadt und die herrlichen Fabriken bewundern, sandte ihn aber vor Beginn der Versammlung mit rührender Aufmerksamkeit wieder in seine Heimath. Wir wissen nicht, ob an diesem Tage in Bielefeld dieser Nebel oder nachkaltes Wetter geherrscht, bei dem sich gerade ein Fremder leicht eine Erkältung holen konnte.

— Die Kreditanstalt für Handel und Gewerbe in Wien trägt sich mit der Absicht, die Kohlenwerke der Nordbahn (Werth 10 Millionen Mark), dann die gleichfalls im Mährisch-Schlesien gelegenen Kohlenwerke der Rothschild's, Guttmann's und des Grafen Parisch in eine Aktiengesellschaft zu verwandeln. Das wäre die Gründung eines Trusts, wie er gleich groß und schädlich bis jetzt kaum vorgekommen. Die Bevölkerung Wiens und eines Großtheiles von Niederösterreich und Mähren wäre einer handvoll Millionäre auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Die Firma Gebrüder Guttmann hat den Kohlenhandel in Wien schon jetzt so gut wie monopolisiert, und es ist so weit gekommen, daß den Wienern der Zentner Ostrauer Kohle um ein Drittel theurer als der Südbahn in Südböhmen verkauft wird, obwohl letzteres hunderte von Kilometer weiter von den Ostrauer Schächten abliegt, als die Hauptstadt Oesterreichs. Schon jetzt werden in den betreffenden Werken die niedrigsten Löhne für Kohlenarbeiter in ganz Oesterreich gezahlt. In den letzten zwei Jahren ist es zu drei Streiks gekommen. Was wird erst, wenn alle Gruben in einer Hand vereinigt sind und jeder Widerspruch und Widerstand den vollständigen wirthschaftlichen Ruin nach sich zieht?

— Im preussischen Landtag wurde von dem Minister die Absicht ausgesprochen, die Erzeugung und Anwendung des Koch'schen Heilmittels zu verstaatlichen. Es war die höchste Zeit dazu. Die Forderungen der Privatärzte gehen in's Aschgraue. Erst jetzt wird wieder bekannt, daß einer dieser Herren für die Behandlung während einer Woche tausend Mark verlangt habe. Statt aus Neusilber werden die sogenannten Koch'schen Spritzen auch schon aus Messing angefertigt und bloß leicht vernickelt. Anzuerkennen und rühmend hervorzuheben ist die Uneigennützigkeit des Erfinders selbst. Eine Gruppe von Kapitalisten wollte die ganze Koch'sche Entdeckung in Bausch und Bogen „gründen“ und Koch selbst zum Generaldirektor einsetzen, der Gelehrte lehnte ab. Die Regierung hatte ihm eine Staatsdotations zugebracht, Koch lehnte auch diese ab. Ist ein solch' uneigennütziger, anspruchsloser Charakter nicht eine Merkwürdigkeit in einem Lande, in welchem vor noch nicht langer Zeit der erste Beamte des Staates für seine obendrein nicht ganz einwandfreien Dienste sich ein Rittergut kaufen und schenken ließ?

— Fallen seh' ich Zweig um Zweig. Und Bismarck sank dahin und war größer als Puttkamer, und Puttkamer ging und Scholz ward nicht mehr gesehen. Und Lucius versammelte sich zu sich selber, denn Ahnen besitzt er noch nicht. Jetzt verspürt auch der Unterrichtsminister Gofler ein Heimweh nach den Fleischtöpfen des bürgerlichen Lebens. Wie die Blätter erzählen, wird er kaum mehr in der Lage sein, in seiner Amtswohnung „profit Neujahr!“ rufen zu können.

**Albertine.**

Wie wir in der vorigen Nummer unsern Lesern bereits mittheilten, ist unser Verblatt vom 22. November beschlagnahmt. Der Grund ist schwer zu errathen. Albertine, die treffliche Novelle, welche wir im Auszuge unseren Lesern vorkührten, hat Anstoß erregt und ist vom Staatsanwalt als — unzüchtig infrimirt.

Wie die Gerichte entscheiden werden ist unberechenbar. Wir appelliren aber an das Urtheil aller derjenigen aus unserer Lesertreue, welche die meisterhafte Dichtung Krohg's in unseren Auszügen Scene für Scene verfolgt haben. Ist ihnen jemals der Gedanke gekommen, daß diese verzweifelten, vom tiefsten Lebenselend durchtränkten

Schilderungen „unzüchtig“ wirken könnten, daß sie auch nur mit einem Wort, mit einer Silbe zum Laster anlocken? Der Staatsanwalt scheint an gewissen Details der letzten Fortsetzung besonderen Anstoß genommen zu haben. Aber eben diese kleinen Bemerkungen, die sich durch die letzten Scenen hinziehen, sind nur ein Beweis mehr für den sittlichen Ernst des Dichters. Nirgends die leiseste Spur lüsterner Ausmalung, nur das Entgegliche und Abstoßende tritt dadurch — wie es die poetische Wahrheit verlangt — deutlicher hervor. Das mag sehr peinlich sein, wie dadurch aber die „Sittlichkeit“ bedroht werden soll, ist unerfindlich.

Die heutige Nummer bringt mit einigen Streichungen den Schluß der „Albertine“. Es ist, in Sonderheit wegen der staatsanwaltschaftlichen Auffassung, wohl angebracht, in kurzem Umriß noch einmal an den in diesem Werk geschilderten Entwicklungsgang zu erinnern; die Bedeutung des Ganzen uns noch einmal zu vergegenwärtigen.

Wir lernen Albertine in dem finsternen Stübchen der Nordstadtgasse kennen, wo sie mit ihrer alten gramgebeugten Mutter und ihrem Bruder Eduard, einem schwindsüchtigen Knaben, zusammenwohnen muß. Tag für Tag sitzt sie an der Maschine, aber der lärgliche Gewinnst will durchaus nicht zum Leben langen. Ihr Mantel liegt im Verfassamt; es ist keine Hoffnung, ihn wieder einzulösen — und so sitzt sie denn stolz, in sich verschlossen und grübelnd wochenlang zu Hause. Sie kann doch nicht „wie ein Fabrikmädchen“ mit einem Umhängelath auf die Straße hinaus — und Oline, die verheirathete Schwester, um ihren Mantel bitten — nein, das geht ja noch weniger an. Oline, die sich hat verschaffen lassen, Oline, die sich erwerbsmäßig verkaufte, Oline, die jede Woche auf das Polizeibureau hinauf mußte — und die doch nicht vor Scham verging! Jetzt freilich hatte sie einen alten Herrn geheirathet und war „ehrbar“ geworden und alle Leute achteten sie. Aber wie kann man ehrbar werden, wenn man jemals so schlecht gewesen! Nein, von Oline wollte sie nichts haben, die Leute könnten denken, sie würde dann auch „so eine“ werden, schon jetzt flüsteren sie immer zusammen, wenn sie vorüber ging. Die Kunst des Dichters in diesen Schilderungen ist bewundernswürth. Er beschreibt nicht, erzählt nicht, er dringt bis in den innersten Gedankenkreis Albertines hinein und enthüllt ihr Wesen, indem er den Verlauf ihrer Vorstellungen wiedergibt. So offenbart er uns ihr Wesen und ihren Zustand, die unsichtbaren Mächte, mit denen ihre Seele Tag für Tag zu ringen hat. Und trotzlos, wie der ewig sich erneuernde Kreislauf ihrer Gedanken, ist, was sie um sich sieht: die Stube, die Fabrikmauer vor dem Fenster, Mutter und Bruder. Und doch war dieses Mädchen, wie irgend eine, zur Freude beanlagt; nur ein wenig Sonnenschein, und ihre ganze lebenswürdige, tüchtige und schöne Natur würde sich ihr und den Andern zur Lust erschließen. Aber die Noth hält sie mit ehernen Banden umfangen, drückt mit übermächtiger Gewalt den jungen Geist zu Boden. Die Brutalität der Verhältnisse treibt dieses Mädchen, dessen fast krankhaft gesteigerte Schamhaftigkeit uns der Dichter mitempfunden läßt, endlich Schritt für Schritt auf den Weg, den Oline, den Joffa, den alle ihre Freundinnen und Bekannte gegangen sind. Wie ein dunkles Verhängniß waltet es über ihnen; die Armen werden zur Noth, aber die armen Mädchen zu noch schlimmerem verurtheilt. Die tädtliche Verführung, welche die Töchter des Volkes geniehen will und die „Gefallenen“ dann ruhig in den Abgrund der Prostitution versinken läßt, findet tausend Wege, an sie heranzudringen. Tausend verschiedene Wege, und alle ebnet die Noth. Wäre Albertine als „Dame“ geboren, so hätte sie keine Oline zur Schwester gehabt, keine Joffa zur Freundin, kein Geflüster der Nachbarinnen, keinen Helgen, der als „Beschützer“ und „seiner Mann“ sich ihr ausdrängt, ihre Sinnlichkeit entsandt und nach flüchtiger Liebelei, die eben erwachte leidenschaftliche Zuneigung des Mädchens, einer „anständigen Verlobung“ wegen, kalt zurückstößt,

keinen Polizeinspektor, der sie nach seiner Wohnung eintreten kann, sie betäubt und vergewaltigt; und auch der Schurkenreich des Inspektors würde sie nicht zur Prostituirten gemacht haben, wenn nicht — nachdem die Scham einmal zerstoßen — ihr die Noth und Freundlosigkeit des früheren Lebens ganz unerträglich geworden wären. Sie wollte, da „nun doch alles eins war“, vom Leben etwas haben, und da sie keine „Dame“ war, wurde sie so zur Prostituirten. Auf die Visitationsszene, mit welcher wir schließen, hat der Dichter nur noch zwei Seiten folgen lassen. Helgen und seine Freunde kommen in einer Nacht nach Wisa, der verrufensten Vorstadt Christiania's; aus einer Thür ruft ein hochgewachsenes Weib sie in schamlos verwildeter Weise an. Sie erkennen — Albertine. Ihr Schicksal hat sich erfüllt, Albertine ist zu Boden getreten, keine Hoffnung, daß sie, das einst so schamhafte und tüchtige Mädchen, jemals wieder aus dem Schlamm emporsteigt. Ehre und Scham und was sonst noch in ihr lebte, ist gestorben. Die Visitation auf dem Polizeibureau hat allen diesen Gefühlen den letzten Stoß gegeben.

Das Werk von Krogh ist naturalistisch, weil er die Lebensäußerungen seiner Personen, soweit dieselben für ihr Wesen bedeutsam sind, unverfälscht wiederzugeben sucht; es ist sozial, weil der Konflikt, den es behandelt, der ökonomisch bedingte Konflikt einer ganzen großen Klasse ist. Wer zählt die Albertinen, die unsere sozialen Verhältnisse Jahr für Jahr verschlingen? Und indem der Dichter naturgetreu eine der vielen Konsequenzen unserer Gesellschaftsordnung an einem lebendigen Beispiel darstellt, schreibt er zugleich die blutigste Satire auf diese Gesellschaftsordnung. Nirgends ergreift er selbst Partei, die einfache, schlichte Erzählung wirt für sich allein. Naturalistisch, sozial, parteilos und doch erfüllt mit schneidender Satire — das ist die Litteratur, welcher die Gegenwart und noch mehr die Zukunft gehört, das ist vor Allem auch die Litteratur, aus welcher die moderne Arbeiterklasse zu schöpfen hat. Wer das Wesen der Gesellschaft klar zu schildern weiß, der ist ein gewaltiger Zeuge für uns gegen die Gesellschaft. Die naturalistische Litteratur, in ihrem Streben klar zu schildern, gliedert sich ein in unsere große revolutionäre Bewegung.

### Schlimmer als Sklaverei.

Ein längerer Aufsatz der „Frankf. Btg.“ beschäftigt sich wieder einmal mit dem Nothstand unter den Hausindustriellen des Erzgebirges.

Drei hausindustrielle Erwerbsarten — so schreibt der offenbar höchst kundige Verfasser — kommen als besonders nothleidend in Betracht: Die Wirkerei auf Handstühlen in der Umgebung von Chemnitz, die Handweberei an den Ansläufern des Gebirges bei Meerane, Frankenberg, Wittweida sich bald stärker oder vereinzelt über zahlreiche Orte verbreitend, und die Posamentennäherie des oberen Gebirges; die einst im Erzgebirge zu so hoher Blüthe gelangte Handspinnen-Klöppelkunst ist heute als ausschließlicher Nahrungszweig von geringer Bedeutung, obgleich sie auch als solcher noch nicht völlig verschwand. Der erzgebirgische Kreis, in dem diese Industrien besonders heimisch sind, erstreckt sich über Annaberg-Ebenstod durch das große Zwickau-Chemnitz Kohlenbecken bis Meerane, Freiberg, zum sächsischen Mittelgebirge, und gehört, trotz ausgedehnter Wälder, zu den am dichtesten bevölkerten Gegenden Deutschlands. Die Einwohnerzahl der Dörfer bezieht sich oft nach Tausenden. In ihnen finden sich die historischen Entwicklungsorte einer jetzt herabgekommenen, einst aber auch volkswirtschaftlich hochbedeutenden Hausindustrie, die von hier den Weltmarkt eroberte. Seinen geschäftlichen Mittelpunkt fand der ganze große Bezirk schon vor Jahrhunderten, wie noch heute, in dem industriemächtigen Chemnitz. Die Hausindustriellen dieses Kreises haben einst mit ihrer geschäftlichen Thätigkeit den eigentlichen Grund gelegt zu dem hohen Range, welchen jetzt die sächsische Industrie einnimmt.

„Und was ist aus dieser Bevölkerung geworden? — Soweit sie noch hausindustriell ihren Erwerb sucht, ist sie die ärmste und unglücklichste in Deutschland, ärmer noch als der oberlausitzer Weber. Die Löhne sind so gering, daß dieselbe auch in günstiger Geschäftszeit nur kümmerlich ihr Leben fristet, unerträglich aber wird die Lage, wenn die Arbeit mangelt. Das ist jetzt der Fall. Zu der niedergehenden Konjunktur des Weltmarktes trat die nordamerikanische Tariffbill. Die Aufträge blieben aus, Hunderte von Wirk- und Webstühlen stehen völlig still, andere sind nur wenige Stunden täglich, die wenigsten ausreißend beschäftigt; überall aber sind die Arbeitslöhne sehr stark zurückgegangen. Die traurige Lage der hausindustriellen Arbeiter wird vollendet durch den gleichzeitig herrschenden hohen Preis der nothwendigsten Lebensmittel und die mangelhafte Kartoffelernte. Ihre Lebenshaltung wird am besten zunächst illustriert durch ihr Einkommen.“

Eine Hauptursache der Noth ist natürlich die Konkurrenz der Maschine, ihr Eisenarm schafft hundertmal mehr als der des fleißigsten Hausarbeiters. Ueberall läßt sich der Rückgang im Preis des Arbeitsproduktes und damit die fortschreitende Verelendung der im Haus produzierenden Familie ziffernmäßig klar verfolgen. Viele Familien verdienen wöchentlich nur 4—5 M., falls sie überhaupt noch irgend etwas verdienen. Die Arbeitszeit währt 12 Stunden und darüber. Wohnung und Nahrung stehen auf dem niedrigsten Niveau. Fleisch, ja sogar Pferdefleisch und Brot ist vielfach unerschwinglich. Die trodene Kartoffel bildet fast ihre einzige Speise.

„Wo man von früheren besseren Tagen noch Ersparnisse besaß, da hat man diese in den letzten Jahren aufzehren müssen. Vor etwa 20 Jahren hatten viele der erzgebirgischen Hausindustriellen noch ein Schwein, auch wohl eine Ziege und Hühner im Stall, solche „Wohlhabenheit“ ist heute außerst selten, dafür aber mehren sich die Armenlasten jener Bezirke von Jahr zu Jahr. Die Gemeinden sind nicht reich und die private Wohlthätigkeit läßt zu wünschen übrig; es ist auch zu befürchten, daß ein durchgreifender Wohlthätigkeitsakt nur zu einer weiteren Herabdrückung der Löhne beitragen würde, wie dieses in den englischen hausindustriellen Bezirken bis zum Erlaß des Armengesetzes um 1833 geschah. Schon jetzt sind einzelne erzgebirgische Gemeinden genöthigt, durch Armenunterstützung den geringen Arbeitslohn zu ergänzen.“

„Wie im Anfange unseres Jahrhunderts die englischen Handwerker, so bieten seit Jahren auch die erzgebirgischen Hausindustriellen das erschütternde Schauspiel einer fleißigen und trotzdem unendlich schlecht genährten Bevölkerung, die bis zur Erschöpfung gegen ihren unvermeidlichen Untergang kämpft. Jüngere Männer, denen noch Kräfte genug blieben, suchen wohl im Sommer auf Bauten oder in der Landwirthschaft lohnendere Beschäftigung. Bei Eintritt der kalten Jahreszeit pflegen sie zu ihrem eigentlichen Beruf zurückzukehren; augenblicklich können sie gleichfalls keine Arbeit finden und auch ihnen droht die Noth im Winter.“

„Einst hochbegabt und der Kern der sächsischen Arbeiter, sind die erzgebirgischen Hausindustriellen durch die ständigen Sorgen und Entbehrungen geistig stumpf und zu Menschen mit oft geradezu kindisch beschränktem Gesichtskreis geworden. Derart ist diese Bevölkerung entnervt, daß viele wie traumbefangen sich von einem Jahr ins andere hungern und diesen trostlosen Zustand für den natürlichen, ihnen von einem unabänderlichen Schicksal nun einmal auferlegten halten. Ergreifender als das große Elend in manchen erzgebirgischen Orten ist der stumpfe Fatalismus, mit dem es getragen wird, ist die Lähmung jedes männlichen Strebemuthes. Diese Handwerker und Handwirker sind an Geist und Thatkraft oft so tief herabgekommen, daß sie nicht einmal den Gedanken zu fassen vermögen, einen weniger fargen Erwerb zu suchen, wo es möglich ist. Das Schicksal dieser Arbeiterklasse ist besiegelt.“

Aber nicht das Schicksal der Arbeiterklasse überhaupt. Ihre kräftigeren noch nicht zu Boden getretenen Brüder werden diese alles zermalmende grausame Zivilisation, die über die Leichenhaufen Verhungertes kalt hinwegschreitet, zu stürzen wissen, Allen Erlösung bringend.

### Aus der Technik.

Die Kräfte, die bei dem Spiel von Ebbe und Fluth in Wirkung treten, will der Techniker mit nüchternem Sinn zu ernstester Industriearbeit verwerten, er will dem Wildfang von Woge ein ehrliches Handwerk beibringen. Der Ingenieur Decoeur hat der Akademie der Wissenschaften in Paris ein darauf bezügliches Projekt vorgelegt; bei der Hafentadt Havre, das Ufer entlang soll ein Damm errichtet und hinter dem Damm das Feld in zwei große Reservoirs umgewandelt werden. Das eine in Fluthhöhe, das andere tiefer im Stand der Ebbe.

Mit steigender Fluth beginnt das Meer aufzurutschen, wie eine gewaltige Seidenkappe, und über den Dämmen zu rascheln. Seine Schaumwirbel häufen die Ufer hinan, erklimmen die steile Böschung; seine Springsluthen werfen ihren gurgelnden Schwall empor und über die Krone der Dämme in die großen Reservoirs. Und nun ist das Wasser gefangen, es kann nicht über den Wall zurück, es muß in den flachen Behältern bleiben. Und immer gährender und brausender und ungeberdiger steigt das Meer, und immer mehr Wassermassen schleudert es über den Damm. Wenn die Ebbe einzutreten beginnt, bis der Meeresspiegel auf seinen tiefsten Stand fällt, kann man das Wasser aus den höher gelegenen Bassins in die tieferen langsam ablassen. Aber indem man es abläßt, wird es gezwungen, Turbinen (Schaufelräder) zu drehen und so Arbeit zu verrichten. Der erste Theil ist die Arbeitsentnahme beim Steigen der Fluth. Der zweite Theil erinnert an das stetige Gefälle eines Mühlenbaches. Die Fluth tritt ungefähr alle 12 1/2 Stunden ein, sie muß demnach so viel Wasser in's Hochbassin werfen, als für eine Arbeit von 12 1/2 Stunden nöthig ist. Das Tiefbassin wird entleert, sobald der Wasserspiegel den tiefsten Ebbestand erreicht hat, was zweimal in 24 Stunden 49 Minuten der Fall ist. Die Größe der gewonnenen Arbeit hängt nicht nur von der Wassermenge ab, sondern auch von der Fallhöhe. Ist nun die Fluth eine sehr hohe, so können die Reservoirs dementsprechend sehr hoch angelegt werden, und der Fall zum Ebbspiegel ist ein desto größerer. Bei Havre steigt die Fluth 5 1/2 Meter hoch. Das ganze Ufer zwischen Havre und Tancarville in einer Länge von 25 Kilometern ist unfruchtbarer, werthloser Sandboden, da hier die Fluth täglich ungesüßert ihre Besuche abstattet und den Küstestrich überschwemmt. Würde man hier einen Damm errichten, so würde, wie Decoeur berechnet hat, diese nutzlose Uede jährlich 42 000 Pferdekraft liefern oder in gutem baaren Gelde ausgedrückt 8 400 000 Franken Rente. Man kann diese Kraft in Elektrizität verwandeln, mit ihr Fabriken treiben oder sie hinüber nach Paris leiten und mit ihr Paläste beleuchten. Man sieht, daß ein Hektar Sandfläche an der Mündung der Seine, der bis heutigen Tages kaum einen Deut werth

war, seine 12 Franken im Jahre tragen kann. — — — Ja, die Franzosen sind glückliche Leute! Sie haben sich auch dafür zu entschädigen gewußt, daß sie das rauchlose Pulver nicht erfunden haben. Denn ebenso glückliche Ideen wie Decoeur im Wasser, fand der bekannte Giffard im Wein. Giffard sahte das in's Auge, worauf es beim Champagnerproppen-Knallen antommt, nämlich die Kohlen säure, die aus dem Schaumwein aufsteigt. Kohlen säure ist bekanntlich ein Gas wie Luft. Man kann sie mit Gewalt zusammenpressen, bis sie flüssig wird. Dann aber hat sie das energische und eigenförmige Bestreben, sich wieder auszudehnen und mit Anwendung einer großen elastischen Kraft in die luftige Form zurückzulehren. Einige Tropfen in einem Gewehrlauf sollen genügen, um in ihrer raschen Ausdehnung wie ein Schuß Pulver zu wirken, ja sogar noch energischer und das Geschloß weiter fortzuschleudern, als wir's bisher gewöhnt sind. Ein Pulverschuß ist ja auch nichts anderes, als die chemische Verbindung der verschiedenen Bestandtheile der festen Körnchen Pulver und ihre Verwandlung in einen gasförmigen Körper. Das neue Kohlen säuregewehr von Giffard soll eine viel größere Treffweite haben, nicht knallen und nicht den Flinten- oder Kanonenlauf erhizen, auch ist es natürlich rauchlos. Schüttet man einen Tropfen flüssiger Kohlen säure auf die Hand, so verdunstet die Kohlen säure augenblicklich und läßt eine weiße Blase, wie eine Brandblase, auf der Hand zurück. Diese Blase entzieht aber nicht durch Hitze, sondern durch das gerade Gegentheil, durch eine ganz außerordentliche Kälte. Jedes Gas, das sich ausdehnt, kühl die Umgebung ab, indem es alle Wärme um sich herum aufsaugt und für seine Spannungsarbeit verwendet. So wird die Kohlen säure im Giffard'schen Gasgewehr den Flintenlauf abkühlen, statt wie bisher das Pulver ihn erhizte. — — Die Erfindungskraft rasirt vergebens.

Die Reichen können bereits so rasch den Ort ihres Aufenthalts wechseln, daß schon morgen ein ganz anderer Himmel über ihnen lacht, ganz andere Laute in ihr Ohr klingen, ganz fremde Gesichter sie anlächeln, ganz neue Lebensbedingungen, neue Launen ergöben und dafür ganz neue Gewohnheiten von ihnen fordern. Während Columbus zu seiner berühmten Ueberfahrt nach Amerika 44 Tage aufwendete, und noch Humboldt 41, geht heute ein gewöhnlicher Postdampfer von Londonderry nach Quebec planmäßig in neun Tagen. Kanut der Große versprach jedem seiner Unterthanen, der auf eigene Kosten drei Seereisen unternommen hätte, den Rang eines Degen. Das mag wohl damals so ehrend gewesen sein, wie jetzt der Kommerzienrathstitel. Gegenwärtig laufen in Berlin die Afrikareisenden ebenso zahlreich umher, wie die Papier-, Leder-, Toilette-Artikel- und Weinreisenden und man erkennt sie nicht einmal zu Titularpasha irgend einer Aequatorialprovinz. So außerordentlich schnell man aber auch heutzutage reist — ein amerikanischer Flugzug kann es bis auf 90 Kilometer in der Stunde bringen — so werden wir an Geschwindigkeit doch von den nächsten Jahrzehnten übertroffen werden. Schon die hydraulische Gleitbahn von Girard-Barre hätte mit 200 Kilometer in der Stunde dahinsausen sollen, wäre sie zur praktischen Ausführung gekommen. Während Weems in Baltimore einen elektrischen Bahnwagen plant, welcher, vorne keilförmig zugespitzt, damit er die widerstehende Luft mit Leichtigkeit durchschneide, seine 300 Kilometer in der Stunde mit dem Wind um die Wette durchfliegen soll. — — Aber Dampf und Elektrizität wühlen sich nicht nur in die Eingeweide der Berge ein, auch das geheimnißvolle Innere des Menschen, das uns noch fester verschlossen blieb, als die Tiefen der Erde, durchdringen wir mit kluger Hand, mit geschickter Sonde und mit elektrischer Beleuchtung. Auf der letzten Ausstellung des medizinischen Kongresses in Berlin war ein Glühlämpchen ausgestellt, groß wie ein Kirschkern, bestimmt, in die Höhlungen des menschlichen Leibes eingeführt zu werden, um dieselben von innen für das untersuchende Auge des Arztes zu beleuchten. Diese winzigen Glühlämpchen saßen an einem Stiel von der ungefähren Dicke eines Bleistifts. Dieser Stiel dient als Fernrohr, ist aber außerdem so eingerichtet, daß man durch ihn Wasser einspritzen kann zur Kühlung der inneren Organe gegen die Hitze des Lämpchens. So dringt die Wissenschaft auf tausend Wegen in die Eingeweide der Natur.

### Offene Gewerkschaften!

Sehr beherzigenswerth sind die Lehren, welche die in New-York erscheinende „Deutsch-amerikanische Arbeiterzeitung“ an den Ausgang der großen australischen Streikbewegung knüpft. Wir theilen den Artikel unverkürzt unsern Lesern mit:

„Erfahrung ist auch die große Lehrmeisterin in der Arbeiterbewegung. Die in unserem Organ erwähnten Kämpfe der Arbeiter in Australien haben dort eine neue Methode in den Arbeiterorganisationen eingeführt. Dort bestand bis vor wenigen Tagen noch die allgemeine Regel, die Arbeiterorganisationen, sobald sie eine gewisse Mitgliederzahl erlangt hatten, die nach ihrer Ansicht ausreichte, um den Arbeitslohn zu reguliren, für neue Mitglieder, wenn nicht ganz und gar abzuschließen, so doch den Beitritt durch hohe Beitrittsgebühren zu erschweren.“

Die Gewerkschaften in Australien haben nicht allein an diesem Fehler gelitten, in England und Amerika war und ist nicht minder dieser Fehler eingerissen. Die Arbeiter in Australien haben aber einen empfindlichen Denkfetzel

erhalten, der sie gezwungen hat, diese reaktionäre Taktik aufzugeben.

Sie haben jetzt ihre Gewerkschaften für alle Angehörigen ihres Berufes geöffnet und zwar ohne besondere Eintrittsgebühren.

Sie haben diesen Schritt selbstverständlich nicht freiwillig, sondern unter dem Druck der Verhältnisse gethan, es handelte sich für ihre Organisationen um Sein oder Nichtsein.

Dadurch, daß sie seit Jahren durch die frühere Taktik die Arbeiter von ihren Organisationen fern hielten, sammelte sich ein ganzes Heer von Scabs (Nichtvereinsmitglieder) an, die durch die technische Entwicklung vermehrt, auf den Augenblick warteten, wo sie als Werkzeuge der Kapitalisten den Arbeiterorganisationen den Todesstoß versetzen konnten. Die Kapitalisten waren über diese Situation informiert und warteten die günstige Gelegenheit ab, wo ein langsamer Geschäftsgang ihnen den Angriff auf die Arbeiterorganisationen erleichterte.

Dieser Kampf hat sich nun seit Monaten vor unseren Augen abgespielt und mit einer Niederlage der organisierten Arbeiter geendet. Daher blieb ihnen kein anderes Mittel übrig, als alle Arbeiter ihrer Branche aufzunehmen.

Auch in unserem Verband sind einzelne Lokal-Unionen vorhanden, die der verderblichen Taktik huldbigen, durch hohes Eintrittsgeld die Arbeiter fern zu halten; das ist zwecklos. Für den Augenblick erreicht man denselben, aber auf die Dauer fehlt der Organisation jede Kontrolle, bis bei einem Kampfe das Heer der außerhalb der Organisation stehenden Arbeiter als Streikbrecher sie eines Anderen belehrt.

Der heutige Charakter der Produktionsweise läßt keinen Stillstand zu, die Konkurrenz treibt die Technik zu fortwährenden Verbesserungen und Erfindungen im Produktionsverfahren an. Hat die Organisation durch Beschränkung der Lehrlinge es ermöglicht, die Löhne ihrer Branche zu regulieren und setzt dasselbe eine längere Lehrzeit voraus, so wird die Konkurrenz zur Erfindung neuer Maschinen an Stelle der geschickten Handarbeit drängen, wie wir es jetzt beispielsweise bei der jetzigen Schweißmaschine sehen, die allen Ernstes die Handarbeit in dieser Branche mit Erfolg zu verdrängen sucht.

Hat aber die Organisation durch Abschließung ihr Gebiet kontrolliert, so sammelt sie sich ein Heer von Todfeinden an, die der Kapitalist mit Freuden, bei dem nächsten Kampfe mit seinen organisierten Arbeitern, in's Feld führen wird, um die Forderung derselben zu bekämpfen.

Eine Organisation, die durch Abschließung den Charakter eines Monopols trägt, hat schon ihr Fundament damit zertrümmert und wird bei ihren Kämpfen das Halbtote ihrer Stellung empfinden.

Eine Arbeiterorganisation muß es jedem Angehörigen ihrer Branche so leicht als möglich machen ihr beizutreten. Zeigt dann die Mitgliederzahl, daß sich auch in ihrem Gewerbe die Zahl der überflüssigen Arbeitskräfte mehrt, so tritt deshalb die Pflicht an sie heran, durch Verkürzung der Arbeitszeit, diesen überflüssigen Händen wieder einen Platz in der Produktion zu verschaffen.

Gewiß steht das einen fortwährenden Kampf voraus, um die eroberte Position zu behaupten, um die Mitglieder vor einem Sinken der Lebenslage zu bewahren; aber das ist die Erkenntnis der modernen Gesellschaftswissenschaft, daß die Arbeiter nur durch Kampforganisationen ihre Stellung behaupten können; daß sie diesen Kampf mit Hilfe ihrer Organisationen fortgesetzt zu führen haben, bis die heutige kapitalistische Produktionsweise durch die sozialistische ersetzt worden ist.

Nur Leute in der Arbeiterbewegung, denen die Rudimente früherer Anschauungen noch in den Köpfen sitzen, können daher glauben, durch Arbeitslosenunterstützung, Erhöhung des Beitrittsgeldes, Lehrlingsbeschränkung und wie alle diese „Vorsichtsmaßregeln“ heißen, auf die Dauer sich vor den Folgen des Konkurrenzkampfes zu schützen.

Für den sozialistisch denkenden Arbeiter, der mit der Natur der ökonomischen Entwicklung vertraut ist, giebt es nur eine Lösung: „Bildung einer Kampforganisation, die durch Umfassung immer größerer Arbeitermassen einen aussichtsreichen Kampf gegen die Ausbeutung ihrer Mitglieder führen kann.“

## Kadav — Kadav.

Kr. Im vergangenen Sommer besuchte ich eine im Norden von Deutschland gelegene Stadt. Als ich die Bahnhofsrampe herabstieg, fiel mein Blick auf eine mächtige Feuermauer, auf welcher in Riesenbuchstaben schwarz auf blau zu lesen stand: „Kadav — Kadav.“ Größte Auflage von allen Zeitungen. Billig, interessant.“ Nach hundert Schritten las ich dieselbe Aufschrift, der Hintergrund noch blauer, reines Böllinblau, das Schwarz noch finstlicher, die Buchstaben ausgewachsene Giganten. Nach zweihundert Schritten dasselbe Bild, grell in Sonnenlicht tanzend, flimmernd, flirrend, und so fort und so fort. Mit einem Wutschrei sprang ich in die offene Thür eines Gasthauses, mir war ganz schwarz und blaustollertisch zu Muth geworden. Und das Erste, das ich erblicke? Ein großes Plakat, quer über die halbe Wand, blau und schwarz und darauf: Kadav — Kadav. Ich bestellte zur Abkühlung eine kleine Weiße, steckte eine Cigarre an und schloß die Augen. Die Cigarre brannte, ich streifte die Asche ab. Was stand auf der Aschenschale: „Kadav — Kadav, größte Auflage.“ Jetzt

machte der Blutandrang mich taumeln. Ich suchte und fand die Stube eines Heilgehilfen.

„Können Sie mir zur Ader lassen, Mann?“

„Man jud.“

Nach einer Weile, während das Blut in schwarzen, dicken Tropfen in das Becken rann: „Sie standen am Schlagtreffen, Herr.“ orakelte der Heilkünstler.

Ich zahlte und wollte mich schon zu einem Trinkgeld bequemen, da fiel mein Auge auf den großen Spiegel. Zwischen Glas und Rahmen steckte ein Lichtbild, welches ein großes Gebäude darstellte, vor welchem eine Legion Menschen herumwimmelten. Und darüber: „Kadav — Kadav.“

„Der Teufel hole dich zentnerweise.“ Ich konnte von Glück sagen, daß ich keine halbköllige Thürscheibe zu bezahlen hatte. An der Straßenecke stand ein kleiner Knabe mit prächtigen, gelben Ringellocken und sprang von einem Bein aufs andere. Auf dem linken Arm hatte er einen ganzen Stoß Couverts. Als ich ihn anblickte, war er mit einem Satz an meiner Seite und drückte mir einen der Briefe in die Hand. „Na, den Nadel kannst du auch noch opfern, wenigstens bekommst du andere Gedanken, und wenn ein Lebensplanet darin steckt.“ Der Umschlag fällt zerrissen zur Seite, mir in der Hand bleibt eine bunt-schreiende Karte: „Kadav — Kadav.“ Größtes Blatt, 90 000 Auflage am Sonntag.

Ich wäre im Stande gewesen, mich augenblicklich köpfen zu lassen.

Am Nachmittage ging ich aus, einen Bekannten aufzusuchen. An seine Thür war ein sauberes Porzellan-schild genagelt: Max Pfifferling, Redakteur des „Kadav — Kadav“. Meine Körperwärme stieg um 5 Grad und mein Puls bimmelte wie eine elektrische Thürklingel. Der Herr Redakteur wohnte gar nicht übel, elegante Plüschmöbel, blau und schwarz. Nachdem wir genug Erinnerungstropfen gedroschen hatten, nahm ich mir ein Herz und fragte: „Sag mir einmal, wie bist Du denn Redakteur geworden, Du hast Dich doch nie um Politik getümmelt?“

„Meine Zeitung macht nicht in Politik.“

„Welche Tendenz verfolgt sie denn?“

„Gar keine.“

„Zu einer Partei muß sie doch halten.“

„Sowohl. Zu allen.“

„Aber einen Zweck müßt Ihr doch verfolgen?“

„Na und dicke. Erstens das Geschäft, zweitens das Geschäft und drittens noch einmal das Geschäft.“

Ich mußte ein sonderbares Gesicht gemacht haben. Er lachte, nahm von einem Bücherbrett eine Nummer seines Journals und hub an: „Schau, das machen wir so. Zuerst kommt immer ein Leitartikel. Er ist nicht gehaut und nicht gestochen, und giebt in jeder Zeile eine andere Meinung zum besten. Gerade das gefällt den Lesern, sie können dann in ihren Kneipen um so mehr lannegiehern. Nach dem Leitartikel kommt das politische Inland, dann das Ausland. Natürlich bringen wir auch hier alles. Es kann sich jeder seinen Theil heraussuchen. Wir haben in allen größeren Städten Korrespondenten, die theilen uns alles mit. Wenn ein altes Haus umfällt, wenn ein Mondkalb zur Welt kommt, wenn einer wieder einmal den Stein der Weisen erfinden, oder ein hoher Herr Bauchweh bekommen hat. Unser Stolz ist der lokale Theil. Wir sind schneller wie die Feuerwehr, wenns wo brennt; wird jemand erschlagen, sieht eine Viertelstunde später der Mord bei uns schon im Satz, und so schön hergerichtet, daß es eine Freude ist, den Bericht zu lesen. Wir sind überhaupt allwissend. Den wissen, wann jeder Verein seinen Abend hat und theilen dies der Menschheit mit, uns sind bekannt die Courje der Börsen, die Vorgänge in den Gerichtssälen und die Beobachtungen auf den See- und Wetterwarten. Die Geheimnisse der Mode werden von uns entschleiert. Und das ist noch nicht alles. Unsere Mitarbeiter berichten alle Tage, wie schön es in den Theatern ist. Wir geben alle Tage beinahe einen Quadratmeter Roman und eine lustige oder traurige Geschichte zu, wir lehren der Hausfrau kochen, dem Kaufmann die Waaren zeichnen, und sagen nach eingelaufenen Photographien jungen Mädchen die kostigsten Schmeicheleien. Wir erzählen der stauenden Mitwelt, wenn einer was geworden ist und es zu etwas gebracht hat in Staat und Gesellschaft. Das alles täglich zweimal, kostet bei uns für den ganzen Monat nur 1 Mk. Und noch ist das nicht alles. Schau es Dir an, das kann zu zählende Heer der Annoncen, 16 bis 18 bis 23 Seiten, das zieht, das bringt Geld ins Haus. Alles, was dein Herz begehrt, kannst du durch unsere Vermittlung beziehen. Hier Hofenträger, hier italienische Weine, Hühneraugenpulver und ganzseidene Spigenstoffee Auster und Schnupftabak, Lausburschen und Dampf kessel, Bräute mit und ohne Ausstattung, kalte und warme, Ransjells, Klavierspieler, Stiefelzieher und Doktorgrade, einen Blick in die Zukunft und 20 Bände Weltgeschichte. Wir loben allen und jeden — wenn er uns zahlt.“

„Und wer liest denn euer Blatt hauptsächlich?“

Alle. Wenn ich aber aufrichtig sein soll, unsere festesten Kunden sind bis jetzt die Arbeiter, das arbeitende Volk aller Kategorien. Und das verdanken wir dem Sozialistengesetz. Das machte die Arbeiterzeitungen todt und half uns zum Aufschwunge. In neuerer Zeit wettern die Führer wieder heftiger gegen uns und thatsächlich haben wir schon einige Einbuße erlitten. Aber wir werden die Scharte wieder anschwemmen. Laß es dir im Vertrauen sagen, der Arbeiter ist der beste Abonnent, den es geben kann. Wenn der einmal sein Vertrauen geschenkt hat, den läßt er nicht im Stiche. Und dann, mit Neujahr werden

wir mit ganz anderen Waffen auf den Kampfplatz erscheinen: Wir werden Bilder bringen. Jeden Mord, er soll wo immer auf der Erde geschehen, jedes Unglück zu Wasser und zu Lande werden unsere Zeichner abhildern. Wer sein 25 jähriges Jubiläum feiert, er kommt in unser Blatt, wenn ein Orden zusteigt, marsch hinein mit ihm. Wer stirbt und besitzt ein Spartassenbuch, er ist würdig, daß sein Bildniß auf die Nachwelt komme. So werden wir vorgehen und dann können die Führer und verständigen Arbeiter sagen, was sie wollen. Kein Boykott wird und kann über uns Macht bekommen. Und nun entschuldige, es schlägt sechs Uhr und ich muß in die Redaktion.“

Als ich die Treppe herabstieg, glitt mein Fuß über eine Menge blaueschwarzer, verstreuter Zettel und auf jedem stand: Kadav — Kadav. Größte Auflage von allen Zeitungen. Billig und interessant. —

Wie lange, Berliner Arbeiter, werdet Ihr ihn noch dulden, den — „Lokal-Anzeiger“? —

## Aus der bürgerlichen Musterrepublik.

Die „Western Union“ hat ihr Kapital vierfach vergrößert. Aber die Verzinsung für dieses Wasser muß aufgebracht werden, und das geschieht in doppelter Hinsicht: durch die Ausbeutung des Publikums wie durch diejenige der von ihr beschäftigten Arbeiter. Die Telegraphisten der „Western Union“ sind einfach Sklaven. Für sie giebt es keine geregelte Arbeitszeit oder Bezahlung für Ueberstunden. Wird ihnen befohlen, 15, 20 oder 24 Stunden an einem Stüd zu arbeiten, so haben sie einfach zu gehorchen oder sie werden auf die Straße geworfen. Sie unterliegen einer systematischen Spionage in und außerhalb ihrer Arbeitsstelle, und haben sie sich aus irgend einem Grunde die Ungnade ihrer Vorgesetzten zugezogen, so können sie ihr Geschäft gleich aufgeben. Denn die „schwarze Liste“ und die Monopolstellung der Gesellschaft sorgen dafür, daß sie in ihrer Branche nicht wieder Arbeit bekommen.

Im Jahre 1886 wurden auch die Telegraphisten von der Bewegung erfaßt, organisierten und empörten sich gegen das infame System, welchem sie unterworfen waren. Aber vergeblich; „die Sympathien des Publikums“, welche auf ihrer Seite waren, halfen keinen Deut gegen die reelle Macht von Jay Gould und Genossen; die Telegraphisten wurden geschlagen, Hunderte gemahregelt, der Rest gründlich eingeschüchtert und ihre Organisation völlig vernichtet.

Vier Jahre hat es gedauert, bis von ihnen endlich wieder ein schwächerer Versuch gemacht wurde, sich zu organisieren — im Geheimen natürlich, wie es sich für „freie amerikanische Bürger“ schickt. Aber Jay Gould ist hinter ihr Geheimniß gekommen und wirft nun jeden Verdächtigen auf die Straße, um eine etwaige Rebellion im Keime zu ersticken. An Ertrag fehlt es ja nicht, denn man hat eine Menge von Reservisten herangebildet und die Arbeitersparniß spielt in der Telegraphie auch keine kleine Rolle.

Da steht nun der „freie amerikanische Bürger“ mit seinen Konstitutionen, die ihm alle möglichen Freiheiten verbürgen, absolut wehrlos gegen den Mann, der den Geldbeutel hat. Da wird ihm nun eingebläut, daß die politische Freiheit ein Scheinding ist, wenn man für seinen Lebensunterhalt auf andere Leute angewiesen ist, die sich im Besitz der Unterhaltsmittel befinden.

Nun könnte ja allerdings ein Gesetz erlassen werden, welches solche Maßregelungen, die doch nichts anderes als Attentate auf die bürgerlichen Rechte sind, als strafbar erklärt. Solche Gesetze werden von den Arbeitern verlangt. Wieviel sie nützen würden, steht dahin. Den Beweis zu führen, daß die Entlassung aus diesem Grunde geschah, ist nicht so leicht, und die Staatsanwälte würden voraussichtlich sich nicht viel Mühe geben, die Direktoren der mächtigen Kompagnie zur Verantwortung zu ziehen.

Das Radikalmittel ist die Expropriation solcher Burschen, und wenn diesen neuesten Maßregelungen auch eine gute Seite abzugewinnen ist, so wäre es die, daß sie der Forderung der Rationalisirung der Telegraphen Vorschub leisten wird.

(Phil. Tageblatt.)

## Patriarchalische Zustände auf dem Lande.

Aus Schlesien wird gemeldet: Obgleich es gesetzlich nicht gestattet ist, werden doch auch Kinder von neun, ja sogar von acht Jahren, zum Rübenverziehen verwendet. Den ganzen Tag über haben diese Kerlchen vom frühen Morgen 1/2 Uhr bis um 8, um 9, ja um 9 1/2 Uhr Abends ohne warme Kost, der größten Sonnengluth ausgehakt, auf dem Felde zu arbeiten. Stundenweit sind sie dabei vom Wohnort entfernt. Selbst in den Ruhepausen haben sie nicht den Schatten eines Baumes oder Strauches. Wenn sie plötzlich vom Gewittersturm und Regen auf freiem Felde überrascht werden, wie es in diesem Sommer öfters der Fall war, dann kann man sie auf dem nassen Erdboden arbeiten sehen, den Oberkörper nach vorn geneigt, in hockender, knieender oder kriechender Stellung, wobei ihnen das Blut nach dem Gehirn strebt. Der körperlichen Entwicklung kann es natürlich nur vom größten Schaden sein. Oder aber, wenn des Nachts, wie es einige Male hier geschah, starke Regengüsse den Erdboden aufweichen, müssen die Kinder am anderen Morgen die feuchten, mit zerlegten chemischen Düngerstoffen geschwängerten heißen Ausdünstungen der Erde einathmen. Auch werden die Kinder von rohen Aufsehern bei den gering-

sten Versehen, es dürften z. B. nur zwei Pflanzen dicht nebeneinander stehen gelassen werden, mit Stöcken so geschlagen, daß sie braune, blaue und grüne Beulen bekommen. Welch' eine demoralisierende Wirkung das Mitverdienenhelfen der Kinder leicht mit sich bringt, beweist folgender Vorfall: „In Reideburg wurden drei Knaben von ihrem Vater wegen einer Ungehörigkeit zur Rede gestellt. Der Vater, der zu jener Zeit beschäftigungslos war, erhielt von seinem ältesten Sohn die Antwort: „Das Brod, welches hier auf dem Tisch liegt, habt das Ihr, oder haben wir's verdient?“

Das sind die arbeiterfreundlichen, frommen Herren Agrarier.

### Eine Unthat Bonaparte's.

Der Militär-Intendant Vigo Roussillon hat kürzlich den 1. Theil der militärischen Memoiren seines Vaters veröffentlicht, welcher als Freiwilliger im Gefolge Bonaparte's am Feldzug in Egypten theilnahm und später Oberst wurde. Diese einfachen Memoiren, welche ohne Praetension geschrieben sind, enthalten unerhörte Thatfachen. Führen wir nur die Episode von Jaffa an, welche uns zeigt, wie General Bonaparte mit 6000 Gefangenen verfuhr:

„Er faßte einen schrecklichen Beschluß,“ heißt es in den Memoiren. „Der Befehl wurde gegeben, sämtliche Gefangenen mit dem Bayonnet zu erstechen. Man mußte die Patronen sparen. Man vertheilte die Gefangenen vor dem Abzug in die verschiedenen Halb-Brigaden. Man ließ sie Quadrate bilden mit der Front nach auswärts, dann durchschritt man auf Kommando diese lebende Masse. Man tödtete alle. Die Armee gehorchte, aber mit einem Gefühl des Abscheus und der Schande.“

Das ist der Krieg, als „Glieder der sittlichen Weltordnung“.

### Statistik der Lungenschwindsucht.

Die Ausdehnung der Lungenschwindsucht, dieser hauptsächlich durch Unterernährung hervorgerufenen echten Proletariatskrankheit, zeigt in erschreckender Weise eine Steilheit über die „Sterblichkeit an der Lungenschwindsucht in Preußen“. Es starben in Preußen an der Schwindsucht im Jahre 1882: 85.159 Personen, 1883: 88.837, 1884: 87.759, 1885: 88.056, 1886: 88.283, 1887: 84.124, 1888: 84.109. In den letzten 7 Jahren, über welche Nachrichten vorliegen, sind also im Ganzen 608.524 Personen dieser Krankheit erlegen. Das männliche Geschlecht ist an den Sterbefällen weit stärker betheilig als das weibliche, trotzdem bekanntermaßen mehr Frauen als Männer unter den Einwohnern vorhanden sind. In den einzelnen Jahren sind stets 5000—7000 mehr Männer als Frauen an der Krankheit gestorben; 1887 erlagen ihr 45529 Männer und 38595 Frauen, 1888 44845 Männer und 39264 Frauen. Sondern man die Bevölkerung nach dem Lebensalter, so findet man bezüglich der Sterblichkeit an der Tuberkulose die größten Verschiedenheiten. Die Bedeutung dieser Krankheit nimmt für die einzelnen Altersklassen betragt zu, daß im Jahre 1888 von 100 Gestorbenen männlichen Geschlechts, welche 10—15 Jahre alt waren, bereits 16,08, von 100 aus der Klasse von 15—20 Jahren 39,66 an dieser Krankheit starben. In der nächsten Klasse von 20—25 Jahren sind 46,68 pCt. aller gestorbenen Männer der Tuberkulose erlegen, in der Klasse von 25—30 Jahren 49,38 pCt., also nahezu die Hälfte aller Gestorbenen. Dann nimmt die Bedeutung dieser furchtbaren Krankheit ab; von den im Alter von 30 bis 40 Jahren Gestorbenen erlagen ihr nur noch 44,16 pCt., von 40—50 Jahren 34,95 von 50—60 28,16, von 60—70 18,32

von 70—80 5,94 und über 80 Jahren 1,12 pCt. Beim weiblichen Geschlecht zeigt sich die auffallende Thatfache, daß die Tuberkulose in weit früherem Lebensalter ihre Hauptbedeutung hat, als beim männlichen. Im Alter von 10—15 Jahren erlagen bereits 25,83 pCt. aller Gestorbenen der Schwindsucht; mit 15—20 Jahren tritt das Maximum, mit 46—47 pCt. ein, also 10 Jahre früher als bei den Männern; dann hält sich die Zahl in den Klassen von 20—25 Jahren auf 46,01 und 25—30 Jahren auf 44,79, um später in jedem Lebensjahre auf 40,16, 32,67, 24,33, 14,62, 4,22 und 0,82 pCt. zu sinken. Verfolgt man die Zahlen durch die einzelnen Landestheile, so findet man auch hier auffallende Unterschiede. Die Tuberkulose ist am häufigsten im Westen und Nordwesten der Monarchie und nimmt allmählich nach Osten zu so erheblich ab, daß sie in den günstigsten Regierungsbezirken noch nicht den dritten Theil der Sterbefälle veruracht, als in den ungünstigsten. Die Schwindsüchtigen waren nämlich 1888 unter den Gestorbenen vertreten in den Regierungsbezirken Osnabrück mit 22,9 pCt., Münster mit 22,2 pCt., Arnberg mit 19,3 pCt., Düsseldorf mit 19,7 pCt., dagegen in Bromberg 7,5, Gumbinnen 7,3, Danzig 7,2, Königsberg und Marienwerder je 6,8 pCt. Auch bei der Unterscheidung zwischen Stadt und Land zeigen sich beträchtliche Unterschiede und zwar zu Ungunsten der Städte. Es entfielen nämlich von den Sterbefällen des platten Landes im Jahre 1888 11,9 pCt. auf die Tuberkulose, von denen in den Städten dagegen 13,8 pCt. Unterschied man weiter die Städte nach ihrer Einwohnerzahl, so findet man, daß die Schwindsucht mit der Größe der Städte steigt, doch ist der Unterschied zwischen Mittel- und Großstädten ziemlich unbedeutend. Beachtenswert ist noch die eine Thatfache, daß der stärkere Antheil des männlichen Geschlechts an der Schwindsucht auf dem Lande geringer ist, als in den Städten und daß er rapid steigt mit der Größe der Städte. Auf dem Lande befanden sich unter den an der Schwindsucht Verstorbenen 49,0 pCt. weiblichen und 51,0 pCt. männlichen Geschlechts, in den Kleinstädten 55,1 pCt. männlichen und 44,9 pCt. weiblichen Geschlechts, in den Mittelstädten 56,7 bezw. 43,3 pCt., in den Großstädten 58,6 bezw. 41,4 und in Berlin sogar 60,6 bezw. 39,3 pCt. Die Männer unterliegen also in den Großstädten den Einflüssen der Tuberkulose viel leichter als die Frauen.

### Literarisches.

Nach dem kürzlich bekannt gewordenen Kaiserlichen Erlasse soll die Schule gegen die Sozialdemokratie mobil gemacht werden. Eine passende Antwort geben einige Genossen, welche eine „Freie Verlags-Anstalt“ gegründet haben, um unter Anderem unseren Arbeiterkindern eine angemessene Geistesnahrung zuzuführen. Das junge, hoffentlich recht lebenskräftige Unternehmen, welches in unserer Inzeratenseite die Kolportage zu gewinnen sucht, kennzeichnet sich durch folgende Ansprache:

„Männer und Frauen aus dem Volke!

Sorget für

### Cure Kinder.

indem Ihr auch ihrem Geiste eine stärkende und angenehme Nahrung bietet. Suchet in Euren Kindern, die ja gewissermaßen Euer Dasein fortsetzen, das zu erreichen, was Euch selbst verlohrt oder nur mangelhaft gewährt wurde und bedenket, daß die neuen Geschlechter in ganz besonderer Nähe mit Bildung auszurüsten sind, um endlich die soziale Völkervereinigung durchzuführen.

Da nun die herkömmliche Jugendliteratur in bürgerlichem, kirchlich und patriotisch beschränktem Geiste gehalten und überdies zu theuer ist, oder aber Schmutz enthält, so bemüht sich die unterzeichnete „Freie Verlags-Anstalt“ unserer Jugend von etwa 12 bis 18 Jahren eine von diesen Fehlern freie Geistesnahrung zu bieten.

„Die Jugend“, eine Schrift zur Unterhaltung und Belehrung für Edle und Tüchler des arbeitenden Volkes, herausgegeben von Dr. Bruno Wille, erscheint alle 6 Wochen in je einem, in sich völlig abgeschlossenen Hefte, welches nur 20 Pfg. kostet und zum Inhalte hat: Erzählungen, Märchen, Gedichte, Sprüche u. s. w. Aufklärungen über die Natur (Sternkunde, Erdkunde, Physik, Chemie, Thier- und Pflanzenkunde, Herkunft und Bau des Menschen u. s. w.), sowie das Leben der Menschheit (Weltgeschichte, Persönlichkeiten, Politik, Volkswirtschaft, Technik, Wissenschaft, Kunst u. s. w.). Diese Stoffe

werden vom Standpunkt des freiesten Denkens aus und im Sinne der modernen Arbeiterbewegung behandelt werden.

Nicht nur die Bildung Eurer Kinder, sondern auch Eures eigenen Geistes, Wissen und Feuer sucht die „Freie Verlags-Anstalt“ zu fördern. Insbesondere möchte sie die politisch-wirtschaftliche Bildung der Arbeiterwelt ergänzen, indem sie Werke echt moderner Dichter und Denker, welche für die Arbeiterbewegung begeisternd oder anregend wirken, zu billigsten Preisen veröffentlicht.

Sobald es erschienen: **Einsiedler und Genosse**, Soziale Gedichte nebst einem Vorspiel von Bruno Wille. (Einsiedler von Julius Hart.) Preis 65 Pfg.

Demnächst werden in abgeschlossenen Lieferungen erscheinen: 1) **Novellenjah** für das arbeitende Volk. 2) **Das Proletariat im Liede**, die Perlen der internationalen Arbeiterdichtung. Beides herausgegeben und eingeleitet von Julius Hart und Bruno Wille.

Arbeiter und Arbeiterinnen, sorgt durch Agitation in Euren Kreisen, insbesondere in Vereinen, dafür, daß die „Freie Verlags-Anstalt“ welche kein kapitalistisches Unternehmen ist, ihren edlen Zweck erfülle!

Bestellungen sind, unter Einsendung des Geldbetrages, zu richten an die

„Freie Verlags-Anstalt“, Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

**Lichtstrahlen.** Blätter für volksverständliche Wissenschaft. Dresden, Verlag von E. Harnisch. Preis pro Heft 20 Pfg.

Inhalt des fünften Heftes: Ursprung des Gottesbegriffes. Von Hermann Teßler (Fortsetzung). — Hausiere und Kultur-entwicklung. Von E. S. Herrmann. — Der Untergang des Kleinhandels. Von Dr. J. Rößkowski. — Geschichtliches über den Marienkult. Von Hermann Teßler. — Christus und die Evangelien. — Literarisches: Naturräthselige Feischrift; Die leibliche und geistige Prostitution; Reclam's Universal-Bibliothek; Berliner Arbeiterbibliothek; Schnellstenographie. — Kleine Mittheilungen: Die Fortpflanzung der Säugthiere; Reichliche Sittlichkeit; Das Streichholzchen; Feldverzehrende Bazillen.

**Zur Aussperrung der Erfurter Schuhmacher.** Da verschiedene Bourgeoisblätter dem Publikum glauben machen wollen, die Aussperrung hätte nunmehr ihr Ende erreicht, weil eine genügende Anzahl Arbeiter die Fabriken aufgesucht hätten, fähren wir uns veranlaßt, den Arbeitern Deutschlands wahrheitsgemäß die Erfurter Verhältnisse klar zu legen.

Vor einiger Zeit wandten sich die Fabrikanten an den diesigen ersten Bürgermeister um Rath. Es wurde in Gemeinschaft mit ihm ein Revers ausgearbeitet und in den Zeitungen bekannt gemacht, daß die Fabrikanten nach ihrem Ermessen Arbeiter ohne Angabe eines Grundes entlassen können und die Arbeiter die Arbeit bedingungslos wieder aufnehmen könnten, wenn sie durch Unterschrift diesen Revers anerkennen; unterzeichnet war derselbe vom ersten Bürgermeister. Wenn auch einige Arbeiter auf Grund dieses Reverses zu Kreuze gestochen sind und sich bedingungslos der Fabrikantenwillkür unterworfen haben, so wurden immerhin mit diesem Revers keine großen Geschäfte gemacht. Sie suchten daher in den Blättern Arbeiter und nahmen was kam: Schlosser, Maurer etc., da sie scheuten sich nicht, einem Schuhmacher, den sie in Gotha engagirt hatten, auf der Postkarte zu bemerken, er solle sich, wenn er nach Erfurt käme, für einen Schlosser oder Mechaniker ausgeben; derselbe war jedoch so ehrlich diese Karte an das Streikkomitee zu senden. Nunmehr haben die Fabrikanten eine Erklärung losgelassen, ihre Zusage, Arbeiter einzustellen, welche den Revers unterzeichnen, sei aufgehoben, weil die Betriebe wieder vollständig frei und es bleibe nunmehr jedem Einzelnen überlassen, Arbeiter nach Unterzeichnung des Reverses einzustellen. Es erhebt hieraus, daß sie wiederum den noch Ausstehenden nur eine Falle stellen, um sie zur Annahme der Arbeit zu zwingen. Namentlich ist es noch eine Verande, welche vollständig ansteht, die Zwitter, welche stets treu und ehrlich zur Organisation gestanden haben und deshalb den Kampf nicht so bald aufgeben werden.

Wie einer dieser Ausbeuter schon mit seinen zu Kreuze gestochenen reuigen Schafen spielt, wie er den unterschriebenen Revers anzunehmen verweigert, sieht man daraus, daß er ihnen erklärt hat: „sie müssen alle von der Central-Kranken-Kasse der Schuhmacher abgehen und zur Ortlasse überreten.“ Diesem Ansinnen werden wir natürlich nie Folge leisten.

### Mitglieder-Versammlung der Zentral-Kranken- und Sterbefälle der Töpfer und verw. Berufsgenossen Deutschlands. (Zentrale Berlin.)

Mittwoch, den 10. Dezember 1890, Abends 6 Uhr, bei Gratweil, Kommandantenstr. 77/79.

#### Tagesordnung:

1. Bericht der Kommission, betr. Theilung der Verwaltungsstelle und diesbezügliche Beschlußfassung.
2. Neuwahl der Ordungsverwaltung.
3. Unsere Kassenlage. Referent Herr J. Präßdorf.
4. Verschiedenes.

#### Die Ortsverwaltung.

Süd-

### Deutscher Postillon

Humorist. Satyr. Witzblatt



Dieser Kotte, überall gern gelesene Junge ist bereits 9 Jahre alt und sprüht von lebensvoller Heiterkeit. Der „Süddeutsche Postillon“ bringt scharfsinnige ins Schwarze treffende Witzgedichte und schwingt die Fahnen der Satire über die politischen und sozialen Schäden. Der „Süddeutsche Postillon“ pflegt sorgfältig den fernigen, herzerquickenden Humor, mit der gleichen Schärfe lenkt er sein Gefährt durch die Rebenlande der Dichtung und die wühenden Niederungen der Prosa. Ein Stud ausgezeichneter Mitarbeiter steht dem „Süddeutschen Postillon“ zur Seite und die besten Zeichner, die trefflichen Künstler schmücken ihn mit prächtigen Bildern, die aus dem öffentlichen und privaten Leben herausgeholt sind. Der „Süddeutsche Postillon“ verdammt nie den Anschlag, kommt stets aus rechter Zeit und ist der Hebel aller Witzgier.

Der „Süddeutsche Postillon“ erscheint monatlich 1 mal und kostet frei ins Haus vierteljährlich 10 Pf. Jede einzelne Nummer 10 Pf. Eingetragen im deutschen Postgesetzregister unter Nr. 6672 in Bayern unter Nr. 661.

Redaktion und Expedition: München, Senefelderstraße 4.

### Berliner Arbeiter-Bibliothek. 2. Serie. Sammlung Sozialpolitischer Flugchriften.

Sobald erschienen Heft 8:

### Fort mit dem Dreiklassen-Wahlssystem in Preußen.

Von Max Schippel-Berlin.

36 Seiten. Preis 20 Pfennig.

Jedes Heft der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“ ist einzeln zu beziehen. Die Preise sind niedriger gestellt wie bei allen anderen Unternehmungen. Bestellungen richtet man an die bekannten Kolportage oder an die Expedition der „Berliner Arbeiter-Bibliothek.“

Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

Kolportage gesucht und gebeten, sich an die Expedition zu wenden. Hoher Rabatt.

### Neu eröffnet!

### Neu eröffnet!

### Wirthshaus zur „Zukunft“

in Pankow, Kaiser-Friedrichstr. 50/51 (3 Min. von der Stat. Schönhauser Allee).

Inh. Herrm. Sander.

Große Restaurationsräume, 1 Saal für 700 Personen fassend, mehrere Vereinszimmer. Saal und Vereinszimmer stehen den Arbeiter-Vereinigungen zur Abhaltung von Versammlungen und Vergnügungen unentgeltlich zur Verfügung. Zur fleißigen Benützung ladet freundlichst ein

Max Beyer, Geschäftsführer, Berlin N., Gerichtsstr. 39 II.

### W. Gründel's Restaurant

(früher: R. Wendt.)

Dresdener-Strasse 116.

Arbeitsnachweis und Verlehr der Buchbinder, Schlosser, Drechsler, Maler, Töpfer, Stellmacher, Sattler und Gärtner. Reichhaltiger Frühstücks-, Mittags- und Abendstisch. Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier. 2 Billards. — Saal zu Versammlungen. Fernsprech-Anschluß. Amt 9a. Nr. 578.

### Kranzbinderei u. Blumenhandlg.

von J. Meyer

Nr. 1, Wiener Straße Nr. 1,

(in der Ecke bei der Mantelstraße).

Guirlanden 15 Pfg. pro Meter. Doppeltägige Vorderkränze von 50 Pf. an. Topfpflanzen, Bouquets etc. gut u. billig. Fernsprecher, Amt IX, 9482.

Rot, Punsch, Glühwein  
Flasche 1,50 M.  
Ingwer, Pommeranz, Luft  
Liter 1,— M.  
Mediz. Ungarwein Fl. 1,50 u. 2 M.  
Roth- und Portwein Fl. 1,50 M.  
empfehlen

**Franz Beyer**  
Prinzessinen-Strasse 15.  
Zentrale:  
Elisabeth-Ufer 47, Ecke der Waldemarstraße.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein  
**Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal.**  
1 Saal zu Versammlungen und  
2 Vereinszimmer sehen zur Verfügung.  
**Herrmann Wutke,**  
Friedrichsbergerstr. 24 pt.

Empfehle allen Genossen und Freunden meine  
**Glaserei u. Bildereinrahmung.**  
Besonders empfehlenswert als Weihnachts-Geschenke: **Sinnsprüche, Gruppenbilder** in sauberer und geschmackvoller Einrahmung. **Lassale und Marx** in Lebensgröße (Kreidezeichnung) sauberster Ausführung u. s. w. Um pünktlich liefern zu können, bitte die Bestellung rechtzeitig machen zu wollen. Bestellungen nach Auswärts brieflich.

**Karl Scholz**  
Brangel-Strasse 32 part.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von  
**Cigarren u. Tabake.**  
Dabei selbst Fabrikante des Metallarbeiter-Verein und der Gärtler-Hilfskassa. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.

**Otto Klein**  
Kottbuser Damm 14, früher Ritterstr. 15.

**Brillenreiniger!**  
Einfach, praktisch und elegant, verleiht franks gegen Einblendung von M. 1,—; 1,50 oder 2,— in Briefmarken  
**Alois J. Zürcher.**  
St. Gallen (Schweiz).

## Auch Helden!

Carl Biberfeld.

(Monatsblätter der „Dresdener Dichterschule.“)

Die Märznacht schwindet — weit über das Feld  
Wölbt sich der Dämmerung graues Gezeht;  
Gleich Pflügen, die das Wolkendach stützen,  
Hoch ragen die Pappeln am Wegestrand;  
Im schneeigen Teppich stehen die Pflügen,  
Von eisiger Kruste überspannt.  
Weit drüben, wo schwarz die Schote parten,  
Wie Heerdefeuer loden die Essen hell: —  
Kein Laut ringsum, als der Riese knarzen  
Und eines Hundes fernes Gebell. —  
Da horch! Da hallt es von stampfenden Tritten,  
Und leuchtend, die beugende Last im Genick,  
Kommen drei Männer dahergehritten,  
Mit tropfgen Mienen, mit sprühendem Mied.  
Sie achten des Schnees nicht, darin sie versinken,  
Sie seh'n nur die Feuer, die drüben blinken,  
Als wollten die ihnen grüßend winken:  
„Vorwärts!“

Was bergen die drei in lichtfeurer Hut?  
Geschmuggelte Waare, gestohlenen Gut? —  
„O ja! gestohlen von Bütteln und Schergen!“  
So groß's aus den düsteren Blicken dort —  
„Die Schmugglerwaare müssen wir bergen  
Das freie, das zündende — rettende Wort!“  
Flugblätter sind's, die sie mit sich führen,  
Die Wägen im nahen Sturme der Wahl —  
Die statten lustig durch Fenster und Thüren  
Vor dem ersten verträchtlichen Sonnenstrahl.  
Und weiter geht's auf heimlichen Wegen,  
Mit dem Tag um die Weite, der drohend erwacht;  
Da starrt ihnen hemmend der Strom entgegen,  
Weithin erschimmernd in eisiger Pracht.  
Und bange seh'n sie am Ufer und jagen:  
„Wird uns die gebrechliche Rede tragen? —  
„Wir haben's geschworen; wir müssen es wagen!“  
„Vorwärts!“

Sie schreiten schweigend — sie schreiten leis, —  
In dumpfem Horne kündigt das Eis.  
Da plötzlich — horch! — ein lagendes Ebnen,  
Wie ein Schrei aus des Stromes gefesselter Brust,  
Wie einer geirungenen Saite Dröhnen —  
Sie hören's erschauernd — tobend wußt! —  
Ein Stoß ertracht — schwarz quellen die Wogen —  
Schon klast mit blutenden Zähnen der Spalt —  
Ein Sprung! — Dann hat sie's hinabgezogen —  
Noch hält die Faust das Bündel umklast,  
Noch gurgelt es leise in Todesschauern,  
Noch streckt sich der Arm zum Himmelszelt; —  
Dann schiebt sich's drüber wie bestende Mauern —  
Wie Trümmer einer stürzenden Welt. —  
Die Sonne hebt sich — die Rebel weichen —  
Lenzkündende, tauige Lippe streichen,  
Und droben samm't's wie ein blutiges Zeichen:  
„Vorwärts!“

## Scenen aus Krohg's „Albertine“.

(Aus dem Norwegischen überetzt von G. Wetter.)

(Saluk.)

Es war am nächsten Morgen, die Uhr hatte drinnen  
neun geschlagen. Albertine stand und flocht ihr Haar. —  
Wenn sie dorthin kam, wollte sie die Haupttreppe hinauf-  
gehen — nicht zur Glashöhle herein.

Sollte sie es der Alten sagen und sie mitnehmen?  
— Nein — sie kam wohl auch so mit einer Verwarnung  
davon, und dann konnte es ja gleich sein. Sie hatte ge-  
sagt, daß der Konstabler nach der Adresse Jossa's gefragt  
hatte — denn Olsa hatte natürlicher Weise augenblicklich  
der Alten erzählt, daß er dort gewesen war. Ob die Alte  
es glaubte, wußte sie nicht, aber sie hatte nun keine  
Luft davon zu reden. O nein, sie würde sich schon selbst  
zu helfen wissen.

Sollte sie vielleicht das Haar auflassen? — Nein. —  
Oder sollte sie gehen und Olinen's Hut leihen? Hu, nein  
— sie wollte das Gefrage nicht haben. — Sie konnte  
heute auch mit dem Kopftuch gehen, das war hierbei  
ganz gleichgültig.

In der Ladegasse standen mehrere Weiber und Mäd-  
chen in einer Thüre und plauderten und lachten. —  
„Guten Tag, Albertine!“ riefen sie, sie nickte wieder  
und spudete sich, daß sie in die Bräutigasse kam. Die  
gelben Pferdeharnwagen fuhren und ratterten wie sonst  
und glänzten und spiegelten sich dort unten in der Sonne.  
Nach der Elvegasse zu, unten gegen die Brücke hin, lag  
ein grauer, nasser Himmel und etwas dunklere und  
größere Wolkentöpfe kamen schnell herauf. Der Rauch  
von den Schornsteinen und den großen Fabrikschlotten  
auf dem Ryland-Beck flog gleichsam in kleinen Fäden  
weithinans, es pff, ein Zug kam, der weiße Rauch flog  
rückwärts — gegen das Polizeigebäude hin.

Sie war bis an die Ecke bei Gumerius Petterjen ge-  
kommen — die Uhr der Erlöserkirche zeigte zehn Minu-  
ten bis zehn. — Sollte sie die Younggasse entlang gehen?  
— Nein, dann kam sie gerade zur Glashöhle und  
nein, die Blödgasse wollte sie auch nicht gehen. — End-  
lich war sie auf den Youngmarkt hinausgelommen —  
dort war es voll von Buden; und sie sah den großen  
Bogen oben über der Treppe, die sie hinauf sollte. —

Die Uhr zeigte fünf Minuten bis zehn; es durchschauerte  
sie und sie ging den Hügel empor.

Niemand sah sie und sie schritt muthig über die  
Gasse, blieb unten an der Treppe stehen, gleich als wenn  
sie sich bedachte oder auf jemand wartete, dann drehte sie  
um und ging nachlässig die breite Granittreppe unter  
dem gewölbten Bogen empor.

„Ich sollte mit Polizeieinspeltor Winther sprechen“,  
sagte sie zum Konstabler an der Thür.

Es war ihr, als wenn die große Vorhalle mit dem  
schwarzen Steinboden und den feuchten kalten Wänden  
sich ihr auf die Brust legte.

Durch eine halbgeöffnete Thür sah sie einen Ober-  
konstabler mit breiten Goldtressen auf der Uniform sitzen,  
plaudern und lachen und Tabak rauchen.

„Bitte“, sagte der Konstabler und zeigte in einen  
langen dunkeln Gang hinein.

— Endlich war sie hineingeführt worden und  
sah seinen schwarzen, kurzgeschorenen Scheitel über einem  
Protokoll hinter einer gelben Schranke.

„Albertine Kristiansen“, meldete der Konstabler und  
ging hinaus.

Winther sah sie flüchtig von der Seite an, erhob  
sich und ging mit den Händen in den Taschen auf  
und ab.

„Albertine Kristiansen“, sagte er, „wovon leben Sie  
eigentlich — Sie wohnen bei Ihren Eltern, kann ich  
mir denken? — Ja, das ist wohl nur so ab und zu,  
nachdem was ich höre. — Sie, Albertine Kristiansen —  
Sie — Sie sind auf einer gefährlichen, abschüssigen  
Bahn. — Hier liegen mehrere Meldungen vor, ich sage  
nicht von wem es ist, es ist von einer Freundin von  
Ihnen — es sind schlechte Freundinnen, die Sie haben.  
— Sie sind früher viel mit Jossa Ewensen umgegangen,  
und nun haben Sie es wieder angefangen, sagt man —  
es liegen, wie gesagt, mehrere Klagen vor. — Hier ist  
eine von einer der besten Familien der Stadt. — Ein junger  
Sohn vom Hause ist mehrere Nächte fortgewesen und  
mit Ihnen zusammen. Es wird wohl nichts Anderes  
übrig bleiben, als Sie vom Arzte untersuchen zu lassen.“

— Nun, warum antworten Sie nichts? Man pflegt in  
jedem Fall doch zu bitten, daß wir es diesmal noch  
durchlassen sollen, und zu versprechen sich zu bessern —  
in dem Falle könnte ich es ja in Erwägung ziehen. —  
Sie sind, wenn ich mich so ausdrücken darf, auf einem  
sehr gefährlichen Wege — ein junges Mädchen, das nicht  
anständig lebt, bringt ein entsetzliches Unglück über sich  
selbst und seine Familie. Warum antworten Sie nicht?  
— Lachen Sie? Sie werden bald was zu lachen be-  
kommen. Ich denke, es ist am Besten, Sie kommen zum  
Arzt hinein. — Was sagen Sie dazu?“

Sie war bleich und lachte. Sie hörte wohl, daß er  
vom Arzte sprach, aber — wollte er thun, als wenn er  
sie früher niemals gesehen hatte — er? Es war ihr,  
als wenn sie ihn vor dem Waschbecken stehen sah. —  
Er biß sich in die Lippe.

„Ich hatte gedacht, Sie durch diese Thür gehen zu  
lassen“, er zeigte auf eine Thüre zur Linken, „dann hätte  
Sie niemand gesehen.“

Sie lachte laut auf. „Sind wir denn dammlig  
geworden, Emil?“

Er ging fort und riß die Thüre auf.

„Fredriksen!“

Der Konstabler kam herein.

„Führen Sie sie zum Arzt!“

Albertine lachte. „Du Emil, Du hast . . . und ein  
Paar Pantoffeln bei mir vergessen — willst Du sie nicht  
holen kommen?“

„Nehmen Sie sich in Acht“, sagte er kalt. „Fahren  
Sie noch länger fort hier auf diese Art zu reden, so  
geht es Ihnen noch schlechter.“

„Arbeitshaus vielleicht?“ sagte sie und lachte.

Winther winkte dem Konstabler, der sie fest am  
Arme ergriff und hinausgeleitete.

Plötzlich fing sie an zu begreifen. „Der Doktor!  
Nein — nein — nein“, flüchelte sie dem Konstabler zu,  
„ich will nicht, ich werde anständig sein, ich werde  
anständig sein, ich werde niemals mehr ausgehen, o lassen  
Sie mich gehen! Lassen Sie mich noch einmal mit dem  
Inspektör reden!“

„Kommen Sie“, sagte er.

Es duftete stark nach Moschus in dem Zimmer, in  
das er sie hineinführte und raschelte von Seide und ge-  
steiften Unterröden. Links war eine Thür, aus der eine  
mit einem großen Hut herauskam, indem sie ihre Hand-  
schuhe zuknöpfte, und sie blickte sie an und musterte sie  
von Kopf bis zu Fuß und lächelte ein wenig. Hu! Und  
sie zog sich vor all' diesen geschminkten Augen zurück  
und drängte sich an den Konstabler.

„Kommen Sie“, sagte er.

Sie sahen sie alle an und lächelten.

Der Konstabler öffnete die Thüre, und froh, dem  
zu entgehen, von all' diesen geschminkten, frechen Frauen-  
zimmern angefarrt zu werden, spudete sie sich, über die  
Thürschwelle und machte ein paar Schritte vorwärts  
hinein in das giftgrüne Zimmer mit dem häßlich gelben

Holzgetäfel und den häßlich gelben Holzmöbeln auf dem  
grauen Boden.

Aber plötzlich blieb sie jäh stehen. — Der Athem  
verging ihr und sie schnappte nach Luft, während ihre  
Kniee gegen einander schlugen.

Dort, gerade ihr gegenüber, auf der andern Seite  
des großen, häßlich gelben Tisches mitten im Zimmer  
— dort stand er ja — der Stuhl — der entsetzliche  
Stuhl, ihr ewiger Schreck, ihre unaussprechliche Angst, die  
sie aber draußen unter den frechen Augen der öffentlichen  
Frauenzimmer einen Augenblick wieder vergessen hatte.  
Dort stand er hoch und häßlich, mindestens einen Meter  
höher als der Tisch, mit einem halbrunden Einschnitt in  
dem braunen, verschoffenen, lederbezogenen Sitz und einem  
niedrigen schrägen Rücken, dort stand er, sein unheim-  
liches Profil zeigend, und vor der kleinen Treppe, die  
zu dem Sitze empor führte, stand ein junger Herr, den  
sie oft zur Musik auf Karl Johann gesehen hatte mit  
kleinem schwarzem Knebelbart und dunkeln Augen, und  
putzte sein Pince-nez, während er auf sie wartete.

Das Blut klopfte in ihren Schläfen, die Kniee  
schlugen gegen einander und sie schnappte nach Luft.

Unmöglich, unmöglich, sie mußte vor Scham in die  
Erde sinken. Niemals würde sie auf das entsetzliche,  
häßlich gelbe Gestell hinaufsteigen — hätte sie nur gerade  
in die Erde herabsinken können!

Mit einer befehlenden Bewegung zeigte der ältere,  
blonde, bartlose Herr, der an dem gelben Waschbecken  
zwischen den Fenstern stand und sich die Hände an dem  
weißen Handtuch abtrocknete, dorthin. — Er zeigte mit  
der weißen halbnassen Hand so befehlend dorthin, daß  
sie, obwohl sie scheinbar nicht konnte, dennoch aber den  
grauen Boden längs dem großen gelben Tische ent-  
lang ging.

Vor dem Stuhle, an der Treppe blieb sie stehen  
mit niedergeschlagenen Augenlidern und die Augen fest  
auf den Boden geheftet, und der junge Herr mit dem  
schwarzen Knebelbart, den sie von der Musik her kannte,  
setzte das Pince-nez wieder auf und sagte ganz gleich-  
gültig: „Bitte, setzen Sie sich da hinauf.“

Aber er rührte keine Muskel im Gesicht, zeigte nur  
auf die kleine Treppe und sagte:

„Wollen Sie die Stufen hinauf gehen und sich dort  
oben auf den Sitz setzen“ und mit einem kleinen Klatsch  
ließ er die Hand flach auf den Lederbezug fallen.

Sie blieb noch einen Augenblick stehen, dann begriff  
sie ihre ganze Hilflosigkeit, und wieder gingen die Füße  
mechanisch vorwärts und trugen sie die Stufen empor.

Aber als sie oben war auf der obersten Stufe,  
wandte sie sich blitzschnell um, und indem sie in den Sitz  
herniederfiel, die Kniee dicht gegen einander gepreßt, griff  
sie mit beiden Händen um sich herum und glättete den  
Knochen . . . und blieb dann mit einer Hand auf jedem  
Kniee sitzen, ein wenig vornüber gebeugt und startete von  
ihrem erhabenen Sitze verwildert auf den Assistenten und  
den Doktor und den Doktor und den Assistenten herab.

Aber keiner von ihnen sah sie an. Der Doktor  
hängte ruhig das weiße Handtuch auf die gelbgetäfelte  
Wand und setzte sich an den großen gelben Tisch vor  
das Protokoll — und der Assistent sah nicht höher als  
bis zum Sitz des Stuhles hinauf und sagte ruhig be-  
lehrend:

„Du mußt Dich ganz hineinsetzen und Dich gegen  
den Rücken zurücklehnen.“

Sie sah sich hilflos um, und der kalte Schweiß  
sprang ihr an den Schläfen hervor, aber dann plötzlich  
rückte sie ganz in den Sitz hinein und legte sich mit der  
flachen Hand über die Augen und einem einzigen kurzen  
Ausschluhen gegen die stark hintenübergebeugte Lehne  
des Stuhles zurück, während sie unwillkürlich, ohne es  
zu wissen, die Kniee fest gegeneinander preßte wie in  
bewußter Angst vor dem, was geschehen sollte.

„Glaubst Du, wir stehen hier zum Vergnügen,  
Dirne? Die Kniee auseinander, sage ich!“

Du großer Gott — so lag sie hier also wirklich;  
sie war es, sie selbst, die hier in diesem schwachvollen  
Stuhle lag, und er, der junge Herr, mit dem Schnurr-  
bart und Pince-nez, den sie von der Musik her kannte,  
er stand wirklich da vor ihr und untersuchte sie — un-  
denkbar, wie es war, war es doch wahr und noch war  
sie nicht vor Scham gestorben.

Stumm lag sie dort eine Weile mit der Hand vor  
den Augen und sah sich selbst in Gedanken daliegen in  
der schwachvollen Stellung vor dem jungen Herrn! —  
Und sie lebte wirklich — war nicht vor Scham ge-  
storben — wunderbar!

Und sie lugte ein wenig unter dem Handbogen  
hervor und sah das oberste Ende seiner weißen Stirn  
mit dem wohlgekammen Haar, in der Mitte gescheitelt,  
gegen die Fensterscheiben hin.

... sie sah mit Erstaunen dieses ruhige, geschäftsmäßige Gesicht — als wenn nichts besonderes los wäre! Aber dann wurde sie ganz ruhig und fing an zu denken.

Nein, es war ja auch nichts Besonderes für ihn los. Wenn er mit ihr fertig war, sollte er ja die nächste untersuchen, eine von den andern draußen, und dann wieder eine, eine nach der andern, alle zusammen.

Und morgen ebenso wie gestern — und sie erinnerte sich plötzlich daran, wie abgenutzt dieser braune Lederbezug war — hier hatte ja Oline gelegen und alle ihrer Freundinnen jener Zeit — und hier hatte Jossia gelegen und Valeria — alle, die sie kannte, hatten in diesen Stuhl hinaufkrüpfen — und nun auch sie. Und im Grunde war es ja auch nicht so gefährlich — nun war sie ja ganz ruhig — der Schreck war das Schlimmste.

Oline hatte ganz Recht — sie war dumm gewesen. All' solch' dummes Zeug zu denken, wie sie es zu Hause am Fenster vor der Maschine gethan hatte! — Abscheulich! Abscheulich! Abscheulich! — das war im Grunde alles, was sie gedacht hatte — und niemals hatte sie gewagt, sich das Abscheuliche so zu denken, wie es war! Wenn man Alles recht in Erwägung zog, dann war es nur dummes Zeug mit all' dem Abscheulichen.

„Nun ist es vorbei“, sagte der Assistent, „nun kannst Du wieder gehen.“

Sie nahm die Hand von den Augen, erhob sich ein wenig verwirrt und stieg herab. Und nun kam die Scham wieder und sie wurde roth wie Blut. Aber keiner von ihnen bemerkte es. Der Doktor am Tisch sah nicht auf, sondern blätterte nur im Protokoll, und der Assistent sagte nur: „Bitte — nun ist's gut“ in dem gleichgültigsten Tone von der Welt und folgte ihr bis zur Thüre und rief: „die nächste“, sobald sie die Schwelle überschritten hatte.

Und noch bevor sie wieder hinauskam, hatte sie ihre bleiche, feine Olivenfarbe wiederbekommen und unbefangen, als wenn nichts wäre, musterte sie nun, da sie durch das Wartezimmer ging, diese öffentlichen Frauenzimmer, die sie so genirt hatten, als sie hineinging, ihre Gesichter, ihre Kleider, ihre Hüte.

„Sie hat gewiß die Visitation geschwänzt“, sagte Eine von ihnen ein wenig verwundert.

„Das kann schon sein“, sagten ein paar Andere.

### Aus meinem „Bauernspiegel“.

Von Willibald Ragi („Deutsche Worte“).

(Schluß.)

So dienen Bauersleuten in ihrem Reide derlei maniermäßige Sophismen und Moralgründe nur dazu, die Erbitterung gegen den Beneideten zu steigern, aber nicht um sich selbst bei ihrer vermeintlichen Rechtfertigung zu beruhigen; denn zu Legterem wäre es nothwendig, daß die natürliche Selbstsucht und das aus ihr resultirende Feingefühl für das in Wirklichkeit Bessere und Angenehmere vollends unterdrückt würde. Wir haben gesehen, daß dies den das Volk erziehenden Faktoren noch nicht gelungen ist. — Uebrigens habe ich schon bei dem Kapitel vom Aeußern der Gefühle über den Reide ausführlicher reden müssen, ebenso in dem Kapitel von der „braven Verfielung.“ Ich darf mir daher hier eine weitere Ausführung dieses leidigen Themas schenken.

Diese Homogenität des Gemüthes mit dem Schlechteren und Geringeren, bei welcher der Bauer weder an sich noch an Anderen einen Aufschwung aus der angeerbten Verkommenheit wünscht, hat ein würdiges Seitenstück, zu welchem es in ursächlichen Beziehungen steht. Dieses Seitenstück ist das Mißtrauen gegen die eigenen, natürlichen Gefühle; er ist niemals in Sicherheit, ob er seinen Gefühlen, auch wenn es bessere und edlere Regungen wären, trauen dürfe, ob sie denn auch richtig und berechtigt seien; noch weniger hat er die Zuversicht, daß andere seine Gefühle in gleicher oder entsprechender Stimmung aufnehmen könnten, wenn er dieselben äußern wollte — daher fast niemals ein unmittelbares natürliches Gefühl zum frischen adäquaten Ausdruck gelangt. Es gehört eine große Demoralisation dazu, um ein so tiefes Mißtrauen gegen die eigene Subjektivität einnisteln zu lassen. Freilich stimmt auch dieses zur klösterlichen Demuth und Entäußerung seiner selbst und zur gründlichen Verleugnung seiner Natürlichkeit.

Schon dem Kinde wird es beigebracht, daß es seinen Wünschen und Wohlgefallen nicht nachgehen dürfe. Anstatt das Wohlgefallen zu regeln und so dem Kinde einen verlässlichen Führer für's Leben mitzugeben, wird ihm bedeutet, daß es seinem Wohlgefallen entgegen handeln oder doch dasselbe bei Seite setzen müsse. „Mutter, ich möch' einen Spielballen“, jagt der Kleine. „Ja freilich, was Du alles möch'! ich möch' auch öfter was — man kann nicht haben, was man just möch'.“ Abgesehen davon, daß manche bäuerliche Mutter ganz gut dem Kinde diese unschuldige Freude pelumär leicht verschaffen könnte, ist schon der bissige und verlebende Sarkasmus zu tabeln, der in das wiederholte „möch'“, „möch'“ von der Mutter hineingelegt wird. Und so schleicht sich in's Kindesgemüth allmählig das Mißtrauen gerade gegen die subtilsten und zartesten Regungen ein. Der Knabe hält nun bald auch sein Wohlgefallen an einer höheren Verursachung, die er vielleicht erstreben könnte, für unberechtigt; der Jüngling hält seine Herzensneigung zur Jungfrau für schlecht, und wenn er seinen Gefühlen nachgiebt, mit der Geliebten tändelt und lost, so stiehlt er diese Momente der Freude seinem Gewissen ab — bei vielen bäuerlichen Eheleuten ist es zu einem Liebesleben, zu einem gegen-

seitigen Nähren der edelsten Gefühle nie gekommen: da wird aus irgend welchen Gründen gewählt, der Wirthschaft wegen geheirathet und des fleischlichen Triebes wegen die Familie vermehrt. Daß dann auf die Kinder keine Liebe übergehen kann, wenn schon in den Eltern gegenseitig keine aufkommen konnte, ist begreiflich und die bäuerliche Erziehung daraus erklärlich. Der erwachsene Bauer spürt öfter die natürliche Regung, daß er auch eine nettere Behausung, eine größere Ordnung in Nahrung und Kleidung haben möchte, aber er hält diese Regungen in seinem Mißtrauen für eitel u. s. f.

Dieses Mißtrauen gegen die eigenen Gefühle, ist als ein innerer Grund, warum die natürlichen Regungen, besonders die des Wohlgefallens, so mangelhaft und spärlich geäußert werden. Der Bauer empfindet ein Gefühl des Dankes für eine empfangene Wohlthat; aber das Mißtrauen in seine Gefühle, in seine Subjektivität ist so habituell geworden, seine Besorgniß, daß er für seine Dankesworte bei dem Andern keine empfängliche Stimmung treffe, ist so eingewurzelt, daß er, ohne Stärke der Manier, seinen Dank kaum oder nur unzulänglich ausdrücken wird. Die Freude am eigenen Besitze hat doch, möchte man meinen, eine hinlänglich reelle Basis, so daß der Bauer diesem Gefühle als einem berechtigten trauen könnte. Das Eigenthum wird ja nicht weniger, wenn ich mich darüber freue. Aber selbst bei dieser Freude ist der Bauer unsicher über die moralische Berechtigung, und schämt es wohl gar als eine Vermeßtheit, sie in Worten Andern gegenüber auszudrücken; ein traditioneller Aberglaube gefüllt sich noch hinzu: die Sache wird „verschrieen“, wenn man sie preist oder rühmend hervorhebt.

Auch gegen seine Regungen des Mißfallens, des Zornes, der Entrüstung u. s. w. hegt der Bauer das nämliche Mißtrauen betreffs deren Berechtigung. Wenn des Nachbarn Weidnabe die Kirschbäume gerupft hat, oder wenn fremde Dachsen in den Kleader zu Gast gekommen sind, — so ist der Bauer wegen solcher Vagatellen enorm entrüstet; er wettet und greint zu Hause vor der Bäuerin, als ob man ihm sein halbes Vermögen genommen hätte; aber man darf nicht glauben, daß er in seinem Groll und Zorn so fest eingeschlossen, daß er von dessen Berechtigung so fest überzeugt ist. Zu Hause und unter Bekannten und Tischgenossen, plaudert man ja mehr, für dessen Wahrheit man selber nicht einsehen könnte, und so darf man auch wohl zu Hause mehr schimpfen und zürnen, als man nach außen verantworten möchte. Begegnet einmal der Bauer Denjenigen, dessen Knechte oder Thiere ihm den Schaden angerichtet, so „fällt ihm das Herz in die Hosen“ und da seine Selbstsucht durch den geringen Schaden doch noch zu wenig verletzt ist, so tauchen vor seinem Geiste auf einmal allerlei passende Maniergründe auf, von denen er sich gerne zur Sanftmuth stimmen läßt. „Wer weiß, was meine Weidnaben schon anderswo angerichtet haben“, oder „Man darf sich's mit Nachbarn nicht leicht verberben, wie bald muß man ihm wiederkommen!“ u. s. w. Und wenn er auch auf zehn Schritte Entfernung noch den festen Vorsatz hätte, dem Beschädiger, wenigstens etwas merken zu lassen, damit er sich doch künftighin in Acht nehme, — kommt er ganz an diesen heran, so fragt er ihn allerfreundlichst, ob er denn schon sein Heu heimgeführt habe.

Aber die Kinder fassen die zu Hause losgelassenen bösen Meiden auf und saugen die Erbitterung der Alten ein: nur sind sie oft energischer und konsequenter als diese, indem sie an dem Beschädiger Rache nehmen. Sie handeln also kräftiger nach ihrem Gefühle. So lanert ein Schulknabe seinem Kameraden, dem der Vater des erleren vom Obstdiebstahl verjagt hatte, am Wege von der Schule auf und schleudert ihm einen Stein gegen den Kopf, daß der Betroffene in größter Gefahr ist und nach Wochen noch mit eingebundenen Kopfe geht. Und die Eltern des Mißhandelten, so erbittert sie sein dürften, bringen ihren Groll doch nicht zum Austrag, verlangen keine Genugthuung und gehen auch nicht zum Gerichte. Sie getrauen sich nicht. Kinder sind an sich nicht so interessiert auf ein wenig Obst und nicht so rachsüchtig; nur die Auslassungen der Alten am häuslichen Herde sind Schuld an solchen Ueberschreitungen. Uebrigens freuen sich diese jetzt in'sgeheim, daß ihr Bub solche Rache an dem Obstdieb genommen. „Diagt mirkt er eahm's gleiml“, heißt es.

Auch im gegenseitigen Benehmen von Eheleuten selbst zeigt sich dieses Mißtrauen gegen die eigenen Gefühle, diese Unsicherheit, ob man dieselbe nach Außen zur Geltung bringen solle oder nicht. Zwar sagen sich Eheleute ihre Ansichten, Meinungen und selbst Vorwürfe über alltägliche Vorkommnisse oft mit rüchaltloser Offenheit, ja mit Derbheit ins Gesicht, weil derlei leicht herzureden ist und keinen besonderen geistigen Aufwand fordert, auch keinen moralischen, wenn nur erst durch einen einmal stattgehabten Austritt die Manierkrankheit gegenseitiger Rücksichtnahme gefallen ist. Aber es giebt Dinge, die man noch nie in Sagensform modulirt, aus der bligartigen Regung des Geistes noch nie in die Rede übersezt hat; es giebt ferner Dinge, Gemüthsangelegenheiten, Empfindungen, zu deren Wiedergabe eine Selbstüberwindung, ein Entschluß und dazu noch die hinlängliche Ruhe gehört um solche Empfindungen u. s. w. durch die Dauer der Rede hindurch festzuhalten und nicht etwa in die Schilderung einer anderen überzuschlagen. Wo die Lebensinteressen so stark in einander greifen, wie in der Ehe, wo so komplizierte Verwickelungen eintreten, wäre ein genaues Aeußern und Berücksichtigen der gegen-

seitigen feineren Empfindungen von größter Wichtigkeit. In der Ehe unserer Landleute ist aber von einem solchen Vorgehen keine Spur, man hält solche Empfindungen für ganz irreell und wenn sie stärker auftreten, wohl gar für unberechtigt, man hat zu wenig Vertrauen auf die eigene Subjektivität, um solchen Ausflüssen derselben Gewicht beizumessen. Ich führe hierfür keine Beispiele an, denn wer geliebt und gelebt hat, muß selber solche wissen. So entstehen erst leise gegenseitige Kränkungen, dann allmählig ein Murren und Zanken, endlich ein immer weiter greifendes Abschließen von einander auch in Dingen, die selbst nach bäuerlichen Begriffen einen Separatismus nicht erleiden sollten. Der Hausfrau z. B. will zuletzt ihre Extra-Schale Kaffee nur unbemerkt von ihrem Manne schmecken, als ob ein solcher Gusto ein Unrecht wäre; und der Bauer schleicht sich ins Wirthshaus, nachdem er heimlich aus der gemeinsamen Kasse gemaust — als ob er nicht darauf bestehen dürfte, gelegentlich ins Wirthshaus zu gehen. Man traut also schließlich auch seinen harmlosesten Herzenswünschen nicht mehr.

Es muß aber bemerkt werden, daß dieses Mißtrauen gegen die eigenen natürlichen Gefühle eine, allerdings tief eingerottete Maniereigenschaft ist, die im Ganzen nur so viel ausrichtet, daß man diese Gefühle nicht nach außen zur Geltung zu bringen, oft nicht einmal zu sagen wagt. Freilich wirkt auch die instinctive Wahrnehmung der eigenen Unvollkommenheit, also ein natürliches Moment, hierbei mit. Wenn aber diese Gefühle auch in ihrer Außerwirkung gehemmt sind, so wuchern sie doch meist im Innern fort, oft ohne daß sich das Individuum dessen bewußt wird, oft mit bewußtem Zuthun des letzteren. Die edleren Gefühle und Wünsche machen hierbei, da sie nicht mehr zu Thaten, zur Verwirklichung drängen, einen energielosen Träumer und Erbauer von Lustschlössern; die niedergehaltenen Gefühle des Mißfallens, des Zornes u. s. w. erzeugen eine gewisse Verschlagenheit. Hinterlist, sie weiten das Gemüth nach seiner bedenklichsten Seite aus, so daß es denn, ohne zu reagieren, lange die verschiedensten Kränkungen aufnimmt, um den Groll hierüber unversehens bei einem geringfügigen oder gar nur vermeintlichen, nicht selten am unpassestesten Orte auszuschütten. Solche Gemüther sind eine Last in der Familie und in Gesellschaft. Gewöhnlich ist aber, außer dem Druck der Manier oder dem Bewußtsein der eigenen Unvollkommenheit, bei dem Niederhalten der natürlichen Gefühle noch ein oder das andere speziellere Motiv im Spiele: die Reservirtheit, Trägheit und Willensschwäche, Mangel an Erkenntniß und andere der bereits behandelten Erbfehler. „Das gefällt mir, aber ich darf nicht darnach trachten“, ganz richtig Bäuerlein, aber füg' noch hinzu: „ich mag nicht“, „ich kann mich nicht dazu schiden“ u. s. w. Wenn aber die Selbstsucht, diese mächtigste natürliche Triebfeder beim Landvolke, im Sinne eines in der Bauernbrust auftauchenden Gefühles ein hartes Gewicht in die Wagtschale wirft, dann nützt kein Manierverbot, dann giebt es kein Zaudern in der Befolgung dieses Gefühles: „Das wäre arg, wenn mir der N. ein Fahrgeleise über meinen Ader machen wollte; das darf nicht sein, nein, das darf nicht sein“ und am nächsten Tage ist ein Verhan von Dornsträuchern quer über den Ader gelegt, dem N. zum Trost. Wenn man die Selbstsucht des Bauers nur auf mehr und auch auf würdigere Objekte lenken könnte, als sie jetzt gerichtet ist!

Aus diesem Mißtrauen gegen die eigenen Gefühle wird uns auch der Widerstand und die Nervosität der Bauern gegen jede Bergliederung, gegen eine eingehende Sondirung und Besprechung ihrer Gefühle begreiflich. Es giebt Gefühle, die der Bauer gelegentlich sogar selber darlegt; der Gesehene jagt gerne, wie er sich gefühlt während seiner Krankheit, welchen Eindruck dies und jenes auf ihn gemacht; nach einem der Raushandel wird selbst einer der unterliegenden Burschen vor denen, die den schmählichen Ausgang der Affaire schon kennen, gerne und mit lachendem Munde zum Besten geben, wie ihm in den einzelnen Momenten und Phasen seiner Niederlage zu Muthe war. Aber das sind doch mehr nebenächliche, dem engsten Interesse des bäuerlichen Herzens nicht nahe gehende Dinge, nur ganz außergewöhnliche Vorgänge, in denen sich der Bauer noch immer nicht zeigt und lebt, wie er eigentlich und gewöhnlich ist. In seinem täglichen Gefühlsleben oder im Falle außergewöhnlicher Vorgänge dort, wo es sich um seine bestgefühlten Interessen handelt, läßt er sich nicht gerne beobachten; und je näher der Beobachter die Wahrheit erräth, je richtiger er sich über diese Gefühlsvorgänge des Bauers anspricht, desto ungelegener wird er diesen. Es ist oft tödlich, zuzuhören, wenn ein Bauer an den Händler z. B. sein Obst verfeilscht, und die heimlichen Gemüthsorgänge — Besorgniß, Hoffnung, Enttäuschung, Verdruß, Freude u. s. w., wie sie sich eben im Verlaufe des Märkelns und Handelns der Reihe nach im Verkäufer abspinnen — sind nicht schwer zu errathen. Dennoch wäre der Bauer ungehalten, wollte nachher einer seiner Hausgenossen, wäre es auch der vertrauteste, diese errathenen Gemüthsorgänge indiscreter Weise zergliedern oder gar Rückschlüsse auf die Gemüthsart des Bauers daraus ziehen. Noch unangenehmer wird es dem Letzteren sein, wenn man direkt, ohne einen äußeren Anlaß, in sein Gemüth hineingreift, irgend eine Eigenschaft heraushebt und ihm genau und in deutlichen Worten vorhält; ich glaube, eine lästigere, empfindlichere, aber zugleich auch heilsamere und gerechtere Strafe kann es für das verdudmauertete manierbrave Bauernherz nicht geben, als die Vorkhaltung eines derartigen getreuen Spiegels. Manchen Einfallspinsel

kann man durch solches Zergliedern so erzürnen, daß er, je stärker man ihm aufs Lebendige kommt, desto heftiger zu extemporieren und zu drohen anfängt. Nun, die meisten unserer Maniermenschen sind zu lebhaftem Reagieren nicht zu bringen, weil sie, ganz maniergemäß, das lebhafteste Gefühl ihres Aergers nicht zum direkten Ausdruck bringen mögen. Dafür zahlen sie es einem später indirekt irgendwie heim, oder zeigen sich noch, während man redet, durch irgend eine ganz nebensächliche und zum Thema belanglose Aeußerung, durch ein einzelnes Wort beleidigt u. s. w. Einen Ausweg sucht der Unmuth auch bei diesen, aber einen indirekten.

Es ist selbstverständlich, daß eine solche Nervosität gegen die Zergliederung der inneren Vorgänge ein großes Hinderniß der richtigen Selbsterkenntniß der Einsicht in die traditionellen Fehler und somit jeder Besserung ist.

## Die Bourgeoisie und die Contrerevolution.\*)

Von Karl Marx.

(Abdruck aus der „Neuen Rheinischen Zeitung“, Nr. 165, 169, 170, 183.)

Wir haben es nie verheimlicht. Unser Boden ist nicht der Rechtsboden, es ist der revolutionäre Boden. Die Regierung hat nun ihrerseits die Heuchelei des Rechtsbodens aufgegeben. Sie hat sich auf den revolutionären Boden gestellt, denn auch der contrerevolutionäre Boden ist revolutionär.

In § 6 des Gesetzes vom 6. April 1848 ist bestimmt: „Den künftigen Vertretern des Volkes soll jedenfalls die Zustimmung zu allen Gesetzen, sowie zur Feststellung des Staatshaushaltungs-Etats und das Steuerbewilligungs-Recht zustehen.“

In § 13 des Gesetzes vom 8. April 1848 heißt es: „Die auf Grund des gegenwärtigen Gesetzes zusammengetretene Versammlung ist dazu berufen, die künftige Staatsverfassung durch Vereinbarung mit der Krone festzustellen und die seitherigen reichsständischen Beschlüsse, namentlich in Bezug auf die Bewilligung von Steuern, für die Dauer ihrer Versammlung auszuüben.“

Die Regierung jagt die Vereinbarungsversammlung zum Teufel, distirt dem Lande höchstheilig eine soi-disant Verfassung und bewilligt sich selbst die Steuern, die ihr von den Volksvertretern versagt werden.

Die preussische Regierung hat der Camphausenade, einer Art feierlichen Rechts-Johadiade, ein eklatantes Ende gemacht.

Aus Rache tagt der Erfinder dieser Epopoe, der große Camphausen, ruhig in Frankfurt fort als Gesandter derselben preussischen Regierung und intrigirt fort mit den Bassermanns im Dienste derselben preussischen Regierung. Dieser Camphausen, der die Vereinbarungstheorie erfand, um den Rechtsboden zu retten, d. h. um die Revolution zunächst um die ihr gebührenden Honneurs zu pressen, erfand zugleich die Minen, welche später den Rechtsboden sammt der Vereinbarungstheorie in die Luft sprengen sollten. Dieser Mann gab die indirekten Wahlen, welche eine Versammlung ergaben, der die Regierung im Augenblicke einer augenblicklichen Erhebung zudonnern konnte: Trop tard! (zu spät). Er rief den Prinzen von Preußen\*\*\*) zurück, den Chef der Contrerevolution, und verschmähte es nicht, dessen Flucht durch eine offizielle Lüge in eine Studienreise zu verwandeln. Er ließ die alte preussische Gesetzgebung über politische Verbrechen und die alten Gerichte in Kraft. Die alte Bureaucratie und die alte Armee gewannen unter ihm wieder Zeit, sich von ihrem Schrecken zu erholen und sich vollständig zu rekonstituieren. Sämtliche Führer des alten Regimes blieben unverletzt auf ihren Sitzen.

Unter Camphausen führte die Komarilla den Krieg in Posen, während er selbst den Krieg in Dänemark führte. Der Dänische Krieg sollte ein Ableiter für die patriotische Ueberkraft der deutschen Jugend sein, die nach ihrer Rückkehr auch gebührendermaßen polizeilich geregelt wurde, er sollte dem General Wrangel und seinen berechtigten Garderegimentern eine gewisse Popularität verleihen und die preussische Soldateska im Allgemeinen rehabilitieren. Sobald der Zweck erfüllt war, mußte dieser Scheinkrieg um jeden Preis in einen schmachlichen Waffenstillstand erstickt werden, den derselbe Camphausen wieder zu Frankfurt am Main mit der deutschen Nationalversammlung vereinbarte. Das Resultat des Dänischen Kriegs war der „Oberbefehlshaber beider Marken“ und die Rückkehr der im März vertriebenen Garderegimenter nach Berlin.

\*) Mit der vorliegenden Nummer beginnen wir eine Reihe Artikel von Marx abzubringen, welche in früheren Zeitungen und Zeitschriften erschienen sind und deren Einsicht sehr schätzenswerth zu erlangen ist. Zunächst werden wir einige Artikel aus der „Neuen Rheinischen Zeitung“ bringen. Die „Neue Rheinische Zeitung“ erschien vom 1. Juni 1848 bis zum 19. Mai 1849 täglich in Köln. Chefredakteur war Karl Marx; die anderen Redakteure waren: Heinrich Bürgers, Ernst Dronke, Friedrich Engels, Georg Beers, Ferdinand Wolff, Wilhelm Wolff, Ferdinand Freiligrath.

Die Zeitung stand auf dem kommunistischen Standpunkt. Nach dem Programm in dem „kommunistischen Manifest“ kämpfte sie gemeinsam mit der Bourgeoisie gegen die absolute Monarchie, das feudale Grundgenthum und die Kleinbürgererei — doch nicht als Anhänger, sondern als Genossen, welche eben für jetzt mit ihrem Gegner Schulter an Schulter steht, um ihn nach dem Fall des gemeinsamen Feindes zu bekämpfen. „Unsere eigentliche Opposition“, schrieb sie, „beginnt erst in der tritoforen Republik.“ Diese politische Stellung erklärt die völlige Objektivität und die Klarheit, mit welcher sie die Bewegungen der Zeit durchschaut, und macht sie, auch abgesehen von allem andern, zu einer vorzüglichsten und zuverlässigsten Geschichtsquelle.

\*\*) den späteren Kaiser Wilhelm.

Und der Krieg, den die Komarilla zu Potsdam unter Camphausens Auspizien in Posen führte!

Der Krieg in Posen war mehr als ein Krieg gegen die preussische Revolution. Er war der Fall Wiens, der Fall Italiens, die Niederlage der Jambhellen. Er war der erste entscheidende Triumph, den der russische Czar über die europäische Revolution erfocht. Und alles das unter den Auspizien des großen Camphausen, des denkwürdigen Geschichtsfreundes, des Ritters der großen Debatte, des Heroen der Vermittlung.

Unter und durch Camphausen hatte sich so die Contrerevolution aller entscheidenden Posten bemächtigt, sie hatte sich ihr schlagfertiges Kriegsheer vorbereitet, während die Vereinbarungsverammlung debattirte. Unter dem Minister Hansemann-Pinto wurde die alte Polizei neu eingeleidet und ein ebenso erbitterter, als kleinlicher Krieg der Bourgeoisie gegen das Volk geführt. Unter Brandenburg zog man den Schluß aus diesen Vorfällen. Es gehörte dazu nur noch ein — Schnurrbart und ein Säbel statt eines Kopfes.

Als Camphausen abtrat, riefen wir ihm zu: „Er habe die Reaktion gesät im Sinne der Bourgeoisie, er werde sie ernten im Sinne der Aristokratie und des Absolutismus.“

Wir zweifeln nicht, daß Se. Excellenz, der preuss. Gesandte Camphausen, sich in diesem Augenblicke selbst zu den Feudalherren zählt, und sich mit seinem „Rückverständnisse“ aufs friedlichste vereinbart haben wird.

Man täusche sich indeß nicht; man schreibe einem Camphausen, einem Hansemann, diesen Männern untergeordneter Größe, keine weltgeschichtliche Initiative zu. Sie waren nichts, als die Organe einer Klasse. Ihre Sprache, ihre Handlungen waren nur das offizielle Echo einer Klasse, die sie in den Vordergrund gedrängt hatte. Sie waren nur die Bourgeoisie — im Vordergrund. Die Repräsentanten dieser Klasse bildeten die liberale Opposition auf dem selig entschlafenen, durch Camphausen für einen Augenblick wiedererweckten vereinigten Landtage.

Man hat den Herren dieser liberalen Opposition vorgeworfen, ihren Prinzipien nach der Märzrevolution untreu geworden zu sein. Es ist dies ein Irrthum.

Die großen Grundbesitzer und Kapitalisten, die ausschließlich auf dem vereinigten Landtage vertreten waren, mit einem Worte die Geldbeutel, hatten an Geld und Bildung zugenommen. Mit der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft in Preußen, d. h. mit der Entwicklung der Industrie, des Handels und des Ackerbaus, hatten einerseits die alten Ständeunterschiede ihre materielle Grundlage verloren.

Der Adel selbst war wesentlich verbürgerlicht. Statt in Treue, Liebe und Glauben, machte er nun vor allem in Runkelkräben, Schnaps und Wollé. Sein Hauptturnier war der Wollmarkt geworden. Andererseits war der absolutistische Staat, dem eine alte gesellschaftliche Grundlage unter den Füßen durch den Gang der Entwicklung weggezauert war, zur hemmenden Fessel geworden für die neue bürgerliche Gesellschaft mit ihrer veränderten Produktionsweise und ihren veränderten Bedürfnissen. Die Bourgeoisie mußte sich ihren Antheil an der politischen Herrschaft vindizieren, schon ihrer materiellen Interessen wegen. Sie selbst war allein fähig ihre kommerziellen und industriellen Bedürfnisse geistlich zur Geltung zu bringen. Sie mußte einer überlebten, ebenso unwillkürlichen als arroganten Bureaucratie die Verwaltung dieser ihrer „heiligsten Interessen“ aus der Hand nehmen. Sie mußte Kontrolle des Staatsvermögens, dessen Schöpfer sie sich dünkte, für sich in Anspruch nehmen. Sie besaß auch den Ehrgeiz, nachdem sie der Bureaucratie das Monopol der sogenannten Bildung entwendet hatte und sie an wirklicher Kenntniß der bürgerlichen Gesellschaftsbedürfnisse weit zu überragen sich bewußt war, eine ihrer gesellschaftlichen Stellung entsprechende politische Stellung erzwingen zu wollen. Sie mußte, um ihren Zweck zu erreichen, ihre eigenen Interessen, Ansichten und die Handlungen der Regierung frei debattieren zu können. Das nannte sie das „Recht der Pressefreiheit“. Sie mußte sich ungenirt assoziieren können. Das nannte sie das „Recht der freien Assoziation. Religionsfreiheit und dgl. mußte ebenfalls als notwendige Folge der freien Konkurrenz von ihr verlangt werden. Und die preussische Bourgeoisie war vor dem März 1848 auf dem besten Wege, alle ihre Wünsche sich verwirklichen zu sehen. Der preussische Staat befand sich in Geldnöthen. Sein Kredit war versiegt. Das war das Geheimniß der Zusammenberufung des „Vereinigten Landtags“. Die Regierung sträubte sich zwar gegen ihr Schicksal, sie entließ ungnädig den „Vereinigten“, aber Geldnoth und Kreditlosigkeit hätten sie unsehlbar nach und nach der Bourgeoisie in die Arme geworfen. Wie die Feudalbarone, so haben die Könige von Gottes Gnaden von jeher ihre Privilegien ausgetauscht gegen bares Geld. Die Emanzipation der Leibeigenen war der erste, die konstitutionelle Monarchie der zweite große Akt dieses weltgeschichtlichen Schachers in allen christlich-germanischen Staaten. „L'argent n'a pas de maître“ (das Geld hat keinen Herrn) aber die maîtres (Herrn) hören auf maîtres zu sein, sobald sie démonétisés (entmünzt, ohne Geld) sind.

Die liberale Opposition auf dem „Vereinigten Landtage“ war also nichts anderes als die Opposition der Bourgeoisie gegen eine Regierungsform, die ihren Interessen und Bedürfnissen nicht mehr entsprach. Um dem Hofe Opposition, mußte sie dem Volke den Hof machen.

Sie bildete sich vielleicht wirklich ein, für das Volk Opposition zu machen.

Die Rechte, die Freiheiten, die sie für sich erstrebte, konnten sie daher natürlich nur unter Firma von Volksrechten und Volksfreiheiten der Regierung gegenüber in Anspruch nehmen.

Diese Opposition befand sich, wie gesagt, auf dem besten Wege, als der Februarsturm losbrach.

Als die Märzfluth — eine Sündfluth en miniature — sich verlaufen hatte, ließ sie auf der Berliner Erdoberfläche keine Ungeheuer zurück, keine revolutionären Kolosse, sondern Kreaturen alten Stils, bürgerlich unterlegte Gestalten — die Liberalen der „Vereinigten Landtage“, die Vertreter der bewußten preussischen Bourgeoisie. Die Provinzen, welche die entwickelte Bourgeoisie besitzen, die Rheinprovinzen und Schlesien lieferten das Hauptkontingent zu den neuen Ministerien. Hinter ihnen ein ganzer Schwarm rheinischer Juristen. In demselben Maße, als die Bourgeoisie von den Feudalen in den Hintergrund zurückgedrängt wurde, machten in den Ministerien die Rheinprovinz und Schlesien den unpreussischen Provinzen Platz. Das Ministerium Brandenburg hängt nur noch durch einen Elberfelder Tory mit der Rheinprovinz zusammen. Hansemann und von der Heydt! In diesen beiden Namen liegt für die preussische Bourgeoisie der ganze Unterschied zwischen März und Dezember 1848!

Die preussische Bourgeoisie war auf die Staatshöhe geworfen, aber nicht wie sie gewünscht hatte, durch eine friedliche Transaktion (Vergleich) mit der Krone, sondern durch eine Revolution. Nicht ihre eigenen Interessen, sondern die Volksinteressen sollte sie gegen die Krone, d. h. gegen sich selbst vertreten, denn eine Volksbewegung hatte ihr die Wege bereitet. Die Krone war aber in ihren Augen eben nur der gottesgnadliche Schirm, hinter dem ihre eigenen profanen (weltlichen) Interessen sich verbergen sollten. Die Unantastbarkeit ihrer eigenen Interessen und der ihrem Interesse entsprechenden politischen Formen sollte, in die konstitutionelle Sprach überseht, lauten: Unantastbarkeit der Krone. Daher die Schwärmerei der deutschen und speziell der preussischen Bourgeoisie für die konstitutionelle Monarchie. War daher die Februarrevolution sammt ihren deutschen Nachwehen der preussischen Bourgeoisie willkommen, weil das Staatsrudern ihr durch dieselbe in die Hand geworfen wurde, so war sie eben so sehr ein Strich durch ihre Rechnung, weil ihre Herrschaft so an Bedingungen geknüpft wurde, die sie weder erfüllen wollte, noch erfüllen konnte.

Die Bourgeoisie hatte keine Hand geführt. Sie hatte dem Volke erlaubt, sich für sie zu schlagen. Die ihr übertragene Herrschaft war daher nicht die Herrschaft des Feldherrn, der seinen Gegner besiegt, sondern die Herrschaft eines Sicherheits-Ausschusses, dem das siegreiche Volk die Wahrung seiner eigenen Interessen anvertraut.

Camphausen fühlte noch ganz das Unbequeme dieser Position und die ganze Schwäche seines Ministeriums datirt aus diesem Gefühle und den Umständen, die es bedingten. Eine Art von Schamröthe verklärte daher die schamlosesten Akte seiner Regierung. Die offenherzige Schamlosigkeit und Unverschämtheit waren das Privilegium Hansemann's. Die rothe Teinte bildet den einzigen Unterschied zwischen diesen beiden Malern.

Man muß die preussische Märzrevolution weder mit der englischen Revolution von 1648, noch mit der französischen von 1789 verwechseln.

1648 war die Bourgeoisie mit dem modernen Adel gegen das Königthum, gegen den feudalen Adel und gegen die herrschende Kirche verbunden.

1789 war die Bourgeoisie mit dem Volke verbunden gegen Königthum, Adel und herrschende Kirche.

Die Revolution von 1789 hatte zum Vorbilde (wenigstens in Europa) nur die Revolution von 1648, die Revolution von 1648 nur den Aufstand der Niederländer gegen Spanien. Beide Revolutionen waren nicht nur der Zeit, sondern auch dem Gehalte nach um ein Jahrhundert ihren Vorbildern voraus.

In beiden Revolutionen war die Bourgeoisie die Klasse, die sich wirklich an der Spitze der Bewegung befand. Das Proletariat und die nicht der Bourgeoisie angehörigen Fraktionen des Bürgerthums hatten entweder noch keine von der Bourgeoisie getrennten Interessen oder sie bildeten noch keine selbstständig entwickelten Klassen oder Klassenabtheilungen. Wo sie daher der Bourgeoisie entgegengetreten, wie z. B. 1793 bis 1794 in Frankreich, kämpften sie nur für die Durchsetzung der Interessen der Bourgeoisie, wenn auch nicht in der Weise der Bourgeoisie. Der ganze französische Terrorismus war nichts als eine plebejische Manier, mit den Feinden der Bourgeoisie, dem Absolutismus, dem Feudalismus und dem Spießbürgerthum fertig zu werden.

Die Revolutionen von 1648 und 1789 waren keine englischen und französischen Revolutionen, sie waren Revolutionen europäischen Stils. Sie waren nicht der Sieg einer bestimmten Klasse der Gesellschaft über die alte politische Ordnung; sie waren die Proklamirung der politischen Ordnung für die neue europäische Gesellschaft. Die Bourgeoisie siegte in ihnen; aber der Sieg der Bourgeoisie war damals der Sieg einer neuen Gesellschaftsordnung. Der Sieg des bürgerlichen Eigenthums über das feudale, der Nationalität über den Provinzialismus, der Kon-

kurrenz über die Punt, der Theilung über das Majorat der Herrschaft des Eigenthümers des Bodens über die Beherrschung des Eigenthümers durch den Boden, der Aufklärung über den Aberglauben, der Familie über den Familiennamen, der Industrie über die heroische Faulheit, des bürgerlichen Rechts über die mittelalterlichen Privilegien. Die Revolution von 1648 war die Revolution des 17. Jahrhunderts über das 16. Jahrhundert, die Revolution von 1789 der Sieg des 18. Jahrhunderts über das 17. Jahrhundert. Diese Revolutionen drückten mehr noch die Bedürfnisse der damaligen Welt, als der Weltanschauung aus, in denen sie vorfielen, Englands und Frankreichs.

In der preussischen Märzrevolution nichts von alledem. Die Februarrevolution hatte das konstitutionelle Königthum in der Wirklichkeit und die Bourgeois-herrschaft in der Idee abgeschafft. Die preussische Märzrevolution sollte das konstitutionelle Königthum in der Idee und die Bourgeois-herrschaft in der Wirklichkeit schaffen. Weit entfernt, eine europäische Revolution zu sein, war sie nur die verkümmerte Nachwirkung einer europäischen Revolution in einem zurückgebliebenen Lande. Statt ihrem Jahrhundert voraus, war sie hinter ihrem Jahrhundert um mehr als ein halbes Jahrhundert zurück. Sie war von vornherein sekundär, aber es ist bekannt, daß die sekundären Krankheiten schwerer zu heilen sind und den Körper gleichzeitig mehr verwüsten als die primitiven. Es handelte sich nicht um die Herstellung einer neuen Gesellschaft, sondern um die Berliner Wiedergeburt der zu Paris verstorbenen Gesellschaft. Die preussische Märzrevolution war nicht einmal national-deutsch, sie war von vornherein provinziell-preussisch. Die Wiener, die Kassler, die Münchener, alle Sorten provinzieller Aufstände rannten neben ihr her und machten ihr den Rang streitig.

Während 1648 und 1789 das unendliche Selbstgefühl hatten, an der Spitze der Schöpfung zu stehen, bestand der Ehrgeiz der Berliner 1848 darin, einen Anachronismus zu bilden. Ihr Licht gleich dem Licht der Sterne, das den Erdbewohnern erst zukommt, nachdem die Körper, die es ausgestrahlt, schon 100,000 von Jahren erloschen sind. Die preussische Märzrevolution war im Kleinen, wie sie alle im Kleinen waren, ein solcher Stern für Europa. Ihr Licht war das Licht eines längst verwesten Gesellschaftslebens.

(Fortsetzung folgt.)

### An die Parteigenossen!

Wir beabsichtigen von nun ab wöchentlich an dieser Stelle alle im Zusammenhange mit unserer Parteidewegung erfolgten Verurtheilungen und Verfolgungen zu registriren. Um aber hierüber ein genaues und erschöpfendes Verzeichniß führen zu können, ist es unbedingt nöthig, daß alle Genossen, die solche Verurtheilungen oder Verfolgungen erleiden (oder falls sie durch Verhaftung u. d. d. daran gehindert sind, die Vertrauensmänner der betreffenden Orte) ungefümt unter der Adresse:

J. Auer, Kapbachstr. 9 I, Berlin SW.,

und hiervon unter Angabe von Ort, Datum und Art der Anklage direkt durch Postkarte oder Brief in Kenntniß setzen.

Es genügt nicht, wenn diese Vorkommnisse in der Lokal- oder Provinzpresse mitgetheilt werden; bei dem Umfange, den unsere Parteipresse allmählig erreicht hat, ist es für uns einfach unmöglich, jedes einzelne Blatt von Anfang bis Ende zu diesem Behufe zu durchsuchen.

Wir möchten überhaupt bei dieser Gelegenheit jeden einzelnen Genossen dringend bitten, unsere Aufforderungen nicht bloß zu

lesen (bzw. abzudrucken), sondern die darin ausgesprochenen Ansuchen auch nach Kräften selbst zu erfüllen.

Wie wichtig aber gerade heute solch ein „Verfolgungs-Kalender“ ist, dürfte jedem Genossen ohne längere Erörterung klar sein. Wochen- und monatlang vor der mit dem 1. Oktober erfolgten Rückkehr zum sogenannten gemeinen Recht hat die gegenwärtige Presse Jammerruf auf Jammerruf erhoben, wie jetzt bei der „Unzulänglichkeit des gemeinen Strafrechts“ die Bittlosigkeit der sozialdemokratischen Schredensherrschaft ihre tollsten Orgien feiern werde, da dürfte also gegenüber dieser Heuchelei die einfache Konstatirung der erfolgten Verurtheilungen, Verhaftungen, Konfiskationen u. d. d. schlagendsten Beweis erbringen, was Alles auf Grund des gemeinen Rechtes in der „neuen Aera“ möglich und zulässig ist.

Mit sozialdemokratischem Gruß

Der Parteivorstand.

### Interim „neuen Kurs“.

Aus der Tagespresse haben wir für den Monat November folgende, freilich nur mangel- und lückenhafte Zusammenstellung machen können:

1. **Lübeck.** Holzarbeiter Bull 6 Monate, vier Genossen je 3 Monate Gefängniß wegen „Erpressung“; sie hatten bei der Forderung auf höheren Lohn mit Streik gedroht.
2. **Dresden.** Redakteur Thum von der „Sächs. Arbeiterzeitung“ zu 75 M. Strafe wegen Beleidigung des Generalsekretärs Buel und 150 M. wegen Beleidigung der Amtshauptmannschaft.
3. **Hamburg.** Fünf Vorstandsmitglieder des Maurer-Fachvereins Gefängnißstrafen von 6—9 Monaten wegen „gemeinschaftlicher Erpressung“; sie hatten einem Meister mit Sperre gedroht, falls er drei von ihm entlassene Maurer nicht wieder in Arbeit nehme.
4. **Kasselt.** Apotheker Luy 25 M. Geldstrafe wegen groben Unfugs, weil er auf die Gräber der in Kasselt gestandrechtelten Kätundviertler einen Kranz mit folgender Widmung auf rother Schleife niedergelegt hatte:  
„Den Opfern des Unverständes und der Willkür.  
Den Kämpfern für Freiheit und Recht,  
Den Todten die Lebenden.“
5. **Halle.** Redakteur Ilge vom Halle'schen „Volksblatt“ 1 Monat Gefängniß wegen Verächtlichmachung von Staatseinrichtungen (Volkschulwesen).
6. **Chemnitz.** Redakteur Gladewig von der „Presse“ 6 Monate Gefängniß, wegen Beleidigung des sächsischen Offizierskorps.
7. **Hamburg.** Wegen des Steinstraßenkrawalls wurden nach siebenmonatlicher Untersuchungshaft 15 Angeklagte zu Gefängnißstrafen von 3 Monaten bis zu 1 Jahr verurtheilt. Der Haupttäthler zählte 13, zwei andere Angeklagte erreichten eben das 18. Lebensjahr.
8. **Düsseldorf.** Der Redakteur der „Düsseld. Arb.-Zeitung“ 3 Monate Gefängniß wegen Pfaffenbeleidigung und 14 Tage Gefängniß wegen Beschimpfung der katholischen Kirche.
9. **Elberfeld.** Redakteur Grimpe von der „Freien Presse“ 3 Monate 8 Tage Gefängniß wegen diverser Frechereien.
10. **Düsseldorf.** Im bekannter Geheimbundsprozess Fischer, Ringler, Rohmüller und Heine zu je 1 Monat Gefängniß.
11. **Chemnitz.** Expedient Binneberg von der „Presse“ 8 Tage Gefängniß, weil er nach Schluß einer Volksversammlung ein Hoch auf die internationale Sozialdemokratie ausgebracht hatte.
12. **Frankfurt a. M.** Redakteur Hoch von der „Frankf. Volksstimme“ 6 Monate Gefängniß wegen Majestätsbeleidigung.
13. **Potsdam.** Stadtvorordneter Bogt Herr aus Berlin 6 Wochen Gefängniß wegen Beschimpfung der christlichen Kirche.

14. **München.** Redakteur Schwab von der „Münchener Post“ 100 Mark Geldbuße (event. 10 Tage Haft) wegen Zeugnißverweigerung; er weigerte sich, den Verfasser einer Einwendung zu nennen.
15. **Gera.** Redakteur Rübiger von der „Neuf. Tribüne“ 4 Monate 8 Tage Gefängniß wegen diverser Beleidigungen. (Das Schöffengericht hatte in erster Instanz auf Freisprechung und in einem Falle auf 8 Tage Haft erkannt.)
16. **Halle.** Der Redakteur des „Volksblatt“ und der Klempner Schmitz je 1 Monat Gefängniß wegen Militärbeleidigung.
17. **Frankfurt a. M.** Posamentier G. Herz von Offenbach, aus Frankfurt a. M. seiner Zeit ausgewiesen, 9 M. Geldbuße wegen Hohnbruchs im Jahre 1888.
18. **Berlin.** Redakteur Baake vom „Berliner Volksblatt“ 300 Mark Strafe wegen Beleidigung des Generalsekretärs Buel.

**Konfiskationen** erfolgten im Laufe des Monats November verschiedene: In Berlin wurden auf der Expedition des „Volksblatt“ 33 180 Exemplare des Parteiprogramms und der Organisationsbestimmungen beschlagnahmt; ebenso das Heftblatt zu Nr. 47 der „Berliner Volkstribüne“; in Breslau wurde Nr. 40 der „Schles. Nachr.“ wegen angeblicher Majestätsbeleidigung beschlagnahmt und die Anklage auch auf einen Kolporteur in Briesg ausgehakt, der die betr. Nummer vor der Konfiskation verbreitet hatte; in Halle eine Nummer des dortigen „Volksblatt“; in Karlsruhe Nr. 146 und 148 des dortigen „Volksfreund“ (wegen Militär- und Polizeibeleidigung); in Königsberg Nr. 48 des „Königsberger Volksblatt“ (wegen Beleidigung der württembergischen Armee).

**Verhaftet** wurde in Stuttgart L. Tauscher unter der Anklage der Majestätsbeleidigung u., begangen in verschiedenen Artikeln des „Sozialdemokrat“ aus dem Jahre 1888, für welche er als Korrektor habitar gemacht werden soll; in Berlin der Schuhmacher Max Boginski wegen angeblicher Majestätsbeleidigung, die er in einem Vortrage über „Anarchismus und Sozialismus“ begangen haben soll. Beide wurden aus ihrer Haft wieder entlassen, ersterer nach Stellung von 5000 M. Kaution, ferner wurde in Berlin verhaftet Genosse W. Kupbach. In Frankfurt a. M. wurde Anfangs November Redakteur Hoch von der „Frankf. Volksstimme“ unter Anklage der Majestätsbeleidigung verhaftet, nach einigen Tagen gegen 3000 M. Kaution wieder entlassen. Am 27. November Abends wurde er abermals verhaftet. Ferner wurde in Frankfurt a. M. am 24. November unter der Anklage der Majestätsbeleidigung auf Requisition der Darmstädter Staatsanwaltschaft der Tischler Galm verhaftet und unter starker Gendarmenbedeckung nach dem Offenbacher Bezirksgefängniß eskortirt.

**Strafverfolgung**, bez. Untersuchung wurde eingeleitet gegen Kandidat Pöns in Berlin wegen Beschimpfung der christlichen Kirche; ferner gegen den Redakteur der „Magdeburger Volksstimme“ wegen Gotteslästerung und Majestätsbeleidigung (durch Abdruck des Heine'schen Weberliedes).

Hausdurchsuchungen fanden diverse statt, ebenso eine Reihe von Versammlungs-Auflösungen.

Einen **Ersatz für das Sozialistengesetz** hat der Obdauer Stadtrath im § 20 des sächsischen Vereinsgesetzes erdacht. Der dortige Arbeiter-Wahlverein wurde aufgelöst, weil er sich zur sozialdemokratischen Lehre bekenne, diese Lehre aber Gesetzesübertretungen und unsittliche Handlungen anstrebe. Und die königliche Kreisoberhauptmannschaft zu Bausen hat diese originelle Auffassung natürlich auch bejaht.

In Fürth (Bayern) wurde in einer öffentlichen Versammlung vom überwachenden Polizeibeamten die Wahl eines Vertrauensmannes auf Grund des bayerischen Vereinsgesetzes kurzer Hand verboten.

64. Waldemar-Strasse 64.  
**Schuh- u. Stiefelwaaren-Lager**  
von **Ernst Grossmann.**  
Große Auswahl in Herren-, Damen- und Kinder-Schuhen  
Reelle Bedienung. und Stiefeln jeder Art. Billige Preise

**Kolporteurs**  
gegen hohen Rabatt gesucht für die (im redaktionellen Theil) empfohlene  
**Freie Verlags-Anstalt.**  
In diesem Verlage erschienen:  
1) **Die Jugend**, eine Schrift zur Unterhaltung und Belehrung für Eltern und Töchter des arbeitenden Volkes. Herausgegeben von Dr. Bruno Wille. 1. (abgeschlossenes) Heft. Preis 20 Pf.  
2) **Einsiedler und Genosse**, soziale Gedichte von Dr. Bruno Wille. Volksausgabe. Preis 65 Pf.  
Als **Weihnachts-Geschenke** sind diese Schriften dem geistig-strebenden Proletariat, insbesondere den Eltern, warm zu empfehlen. Nachfragen und Bestellungen beliebe man zu richten an die  
Expedition der Freien Verlags-Anstalt, Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

**Albert Auerbach,**  
Berlin S., Gottbuser Damm 7.  
**Schuh- und Stiefel-Lager**  
für Herren, Damen und Kinder.  
Reelle Bedienung. — Feste Preise. Tribüne.  
Ein Wiener Journalist, in den sozial-ökonomischen Fragen wohlberwandert, auch Feuilletonist, möchte Wiener Korrespondenzen für sozialist. Blätter Deutschlands übernehmen. Gest. Zuschriften unter F. H. P. an die Administration der „Volks-“

**Solidarität!**  
Arbeiter! Nur Hüte, welche nebenstehende Marke unter dem Schweißleder tragen, bieten Garantie, daß den Verfertignern gerechter Lohn wurde!  
Kauft nur Hüte mit dieser Marke!  
**!!! Aufruf !!!**  
an alle zielbewußten Arbeiter Deutschlands!  
Wer ohne finanzielle Opfer helfen will, daß den Arbeitern der Hutbranche gerechter Lohn werde, wer daran helfen will, daß ohne Streiks im Hutgewerbe der achtstündige Arbeitstag eingeführt werde und dadurch Platz geschaffen wird für Tausende von Arbeitern, welche jetzt elend auf der Landstraße verkommen, kaufe in Zukunft nur Hüte, in denen obige Marke eingeklebt ist.  
Das Einkleben der Marke beim Kaufen ist Betrug, die Marke muß schon vorher im Hute kleben.  
— Wir bitten, genau auf den Text der Marke zu achten. —  
Berlin, 1890. Für die Arbeiter der Hutindustrie: Die Kontrol-Kommission.

Empfehle meinen werthen Freunden und Genossen sowie den Lesern dieses Blattes mein  
**Cigarren-Geschäft.**  
**Carl Lehmann,**  
Bismarckstr. 83, dicht am Humboldthain.  
H. C. David  
SO., Lauscherstr. 51 am Lauscher Platz  
empfiehlt den Genossen seine selbstverfertigten  
Herren-, Damen- und Kinder-Schirme.  
Reparaturen gut und billig.  
Verantwortlicher Redakteur: **Conrad Schmidt,** Berlin. — Verleger und Drucker: **Maurer, Werner, Dimnick,** sämtlich in Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.